

Der Hamburger Parteitag und die preussischen Landtagswahlen.

Von

Georg Ledebour.

(Berlin.)

Der Parteitag in Hamburg hat zu der Frage, ob sich die Sozialdemokratie in Preussen an den Landtagswahlen betheiligen soll, Stellung genommen durch eine Resolution:

„Die Betheiligung an den nächsten preussischen Landtagswahlen ist überall geboten, wo die Verhältnisse eine solche den Parteigenossen ermöglichen. Inwieweit eine Wahlbetheiligung in den einzelnen Wahlkreisen möglich ist, entscheiden die Parteigenossen der einzelnen Wahlkreise nach Massgabe der lokalen Verhältnisse.

Kompromisse und Bündnisse mit anderen Parteien dürfen nicht abgeschlossen werden.“

Wie ist dieser Beschluss zu Stande gekommen und was bedeutet er?

Ehe der Parteitag an diese Abstimmung herantreten konnte, hatte er zwei Vorfragen zu erledigen; ob nämlich der Beschluss des Parteitages zu Köln, durch den die Wahlenthaltung bei Landtagswahlen den preussischen Parteigenossen zur Parteipflicht gemacht worden war, aufgehoben werden sollte, und dann nach Bejahung dieser Frage, ob nunmehr die preussischen Delegirten allein über die Wahlbetheiligung in Preussen entscheiden sollten, oder ob das Sache der Gesammtheit der deutschen Delegirten sei.

Beide Fragen stehen in einem engen Zusammenhange mit einander.

Die zweite wurde erst nach Beantwortung der ersten Frage spruchreif, und konsequenter Weise hätten deshalb alle Delegirte, die den preussischen Delegirten die Entscheidung über die Wahlbetheiligung in Preussen anheimstellen wollten, für die vorherige Aufhebung des Kölner Beschlusses stimmen müssen. Das geschah aber nur von einem Theil der Wahlbetheiligungsgegner. Der grössere Theil versuchte zunächst den Kölner Beschluss aufrecht zu erhalten. Ein dritter Theil wiederum wollte den Preussen überhaupt nicht das Recht der alleinigen Entscheidung in der preussischen Wahlfrage zugestehen, sondern ging bei dieser Abstimmung mit dem Gros der Wahlbetheiligungsanhänger zusammen, während andererseits auch viele Wahlbetheiligungsanhänger aus anderen deutschen Staaten es für ein Gebot der Billigkeit hielten, die Preussen in dieser Frage nicht zu bevormunden, und deshalb für den Antrag eintraten. Scharf nach Gegnern und Anhängern der Wahlbetheiligung sonderten sich die Stimmen erst in der dritten namentlichen Abstimmung, die endgiltig über die Frage durch Annahme der oben angeführten amendirten Resolution Bebel entschied.

Sie wurde mit 145 gegen 64 Stimmen bei einer Stimmenthaltung angenommen.

Es muss übrigens hervorgehoben werden, dass nach Ueberweisung der Frage an die Entscheidung der preussischen Delegirten das Resultat das nämliche gewesen wäre. Eine Analyse der Abstimmung ergibt nämlich, dass von den preussischen Delegirten mit Einrechnung der preussischen Reichstagsabgeordneten 67 für und 47 gegen die Bebel'sche Resolution gestimmt haben. Der Unterschied ist aber doch der, dass diese Mehrheit eine erheblich geringere ist. Sie ist von 81 auf 20 Stimmen zusammengeschrumpft.

Die Beschränkung des Abstimmungsrechtes in der Wahlbetheiligungsfrage auf die preussischen Delegirten hätte jedoch eine nicht unwesentliche prinzipielle Bedeutung gehabt. Sie würde dem fundamentalen demokratischen Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes eines jeden Volkstheiles in seinen speziellen Angelegenheiten gerecht geworden sein.

Wir sind eine zentralistische Partei, gewiss. Wir beschliessen über alle gemeinsamen deutschen Angelegenheiten gemeinsam. Damit steht aber durchaus nicht im Widerspruch, dass über alle einzelstaatlichen und alle kommunalen Angelegenheiten den Genossen der Einzelstaaten oder der Gemeinden die Entscheidung anheimgestellt ist. Das ist kein Partikularismus, sondern gesunde Dezentralisation, die sich darauf gründet, dass nur Die beschliessen sollen, die zur Ausführung berufen sind und die deshalb auch das stärkere Gefühl der Verantwortlichkeit haben. Es wurde kein stichhaltiger Grund vorgebracht, weshalb wir in diesem Falle mit jenem Grundsatz brechen sollten. Interesse haben gewiss alle deutschen Genossen an den preussischen Landtagswahlen; aber das haben sie auch an den sächsischen, den bayrischen, und doch ist es Niemand eingefallen, zu verlangen, dass nur der Gesamtparteitag bestimmen dürfe, ob die Sachsen oder Bayern in ihrem Lande in eine Wahlbewegung einzutreten haben. Einer der Redner glaubte zwar bei dieser Gelegenheit, da ein Bayer den Antrag gestellt hatte, in halb scherzhafter Form die Genossen mit dem Popanz des bayrischen Partikularismus vor der Zustimmung zur Ueberweisung der Wahlbetheiligungsfrage an der Entscheidung der preussischen Delegirten zurückschrecken zu können. Schon dass er sich auf allgemeine dunkle Warnungen vor gefährlichen Absichten der Bayern beschränken musste, zeigte, wie gänzlich haltlos dieser Hinweis auf partikularistische Gefahren war. Wäre ein Sinn darin gewesen, so hätte es doch nur der sein können, dass die Bayern für sich später das nämliche Recht in Anspruch zu nehmen planten, für das sie durch ein Zugeständniss an die preussischen Genossen ein Präjudiz schaffen wollten. Aber dieses Recht hatten sie ja längst vorher schon unbeanstandet ausgeübt. Dann wurde auch gegen den Antrag eingewendet, dass es sich um eine ganz neue Taktik handele, über die der Gesamtparteitag entscheiden müsse. Auch das ist nicht richtig, denn die Sachsen hatten gleichfalls vorher zu einem Dreiklassenwahlssystem Stellung genommen, das sich eigentlich nur durch die geheime Stimmabgabe von dem preussischen mit öffentlicher Abstimmung unterscheidet, und die Badener haben sogar schon bei ihren Landtagswahlen ganz ungenirt auf eigene Hand Bündnisse mit bürger-

lichen Parteien abgeschlossen. Was sonst noch geltend gemacht wurde — die Grösse Preussens — stützt sich auf die Irrationalität dieses Staatswesens als Glied eines Bundesstaats, der insgesamt nur etwas mehr als anderthalb mal so viel Einwohner aufweist, als sein grösstes Glied. Irrational ist der Aufbau des Staates Preussen sicherlich, wie übrigens auch sämtliche übrigen deutschen Staaten ganz irrationale Gebilde sind. Könnten wir das deutsche Staatsgebäude nach unserem Sinne umgestalten, so würden wir, selbst innerhalb des Rahmens der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung, da reine Bahn schaffen und wahrscheinlich die heutigen einzelstaatlichen Funktionen auf einen deutschen Gesamtstaat übertragen. Mit einem solchen Zustande haben wir in der Gegenwart aber nicht zu rechnen. Vorläufig sind noch die wesentlichsten Staatsaufgaben getheilt zwischen dem Reich mit seinem Reichstag und den Einzelstaaten mit ihren Landtagen. Da sich die Partei im Prinzip auf den Boden dieser Thatsache durch Betheiligung an den Staatsgeschäften der Einzelstaaten gestellt hat, müsste sie auch daraus die natürliche Schlussfolgerung ziehen, dass die Genossen der Einzelstaaten für sich über ihre speziellen Aufgaben selbstständig entscheiden. Das ist kein „Partikularismus“, auch kein „preussischer“, wohl aber ist das vom Parteitag beliebte Verfahren eine ganz undemokratische Bevormundung, die gerade an denjenigen Genossen aus anderen Staaten verwunderlich erscheint, die selbst in ihren eigenen Landesangelegenheiten im gleichen Falle das Recht der Selbstbestimmung für sich in Anspruch genommen haben. Partikularismus würde es sein, wenn die Genossen irgend eines Landes für sich eine Sonderentscheidung über etwelche unter die Reichskompetenz fallenden Dinge beanspruchen wollten. Wenn aber irgend welche Einzelformationen der Partei sich Verstösse gegen unsere Grundsätze zu Schulden kommen lassen, z. B. durch ihr Verhalten in den Einzellandtagen oder Gemeindevertretungen, soll der Parteitag allerdings eingreifen. Dann handelt er eben als Aufsichtsinstanz, nicht als ausübendes Organ erster Instanz. Der ganze Widersinn der Bevormundungspolitik zeigt sich aber darin, dass nicht, wie das sonst in kontrollirender Weise durch die Gesamtpartei wohl geschehen ist, einzelstaatliche Genossen von einer Entgleisung von gewohnter Bahn zurückgehalten oder zurückgebracht werden sollten, sondern durch die Gesamtpartei in eine neue, früher innerhalb der Partei einmüthig verurtheilte Taktik auch wider ihren Willen hineingedrängt werden sollten.

Ich habe es für nothwendig gehalten, diese Frage hier ausführlich zu erörtern, da sie auf dem Kongress durch die Debatte keineswegs hinreichend geklärt wurde.

Was die Frage der Wahlbetheiligung selbst anbetrifft, so ist an Argumenten dafür auf dem Parteitag Neues nicht beigebracht worden. In der Debatte trat wieder die Erscheinung zu Tage, dass die Anhänger der Wahlbetheiligung über den Modus sich keineswegs einig waren; aus den Reden einzelner der Hauptwortführer ergab sich obendrein, dass ihre Anschauungen darüber bis zum Kongress selbst sich in einem beständigen Fluss befunden hatten. Die grösste Ueberraschung bereitete dem Kongress der Referent, Genosse Auer. Er hatte als entschiedener Gegner des selbstthätigen, auf Bündniss mit anderen Parteien hinzielenden Betheiligung der

Partei an der Wahlbewegung und ebenso entschiedener Bewunderer des direkten Eintretens für bürgerliche Oppositionsparteien wenige Wochen vorher in die Erörterung eingegriffen. Auer hatte damit starken Anklang gerade bei seinen Fraktionskollegen gefunden, so dass beispielsweise Genosse Schippel als Referent auf der Brandenburger Provinzial-Konferenz sich völlig auf den nämlichen Standpunkt stellte, was zur Folge hatte, dass die Debatte sich dort fast ausschliesslich um den Auer'schen Vorschlag drehte. In Hamburg trat indess Auer als Referent unumwunden für den Bebel'schen Vorschlag ein, der in erster Reihe auf Bündnisse mit anderen Parteien hinzielte. Das System Auer verschwand damit in der Versenkung und ward überhaupt nicht mehr befürwortet.

Dieser kaleidoskopartige Wandel der Anschauungen, der so schön den Satz illustriert: *πάντα ῥεῖ*, ist bei Erörterung eines neuen Problems an sich keineswegs befremdend. Meines Erachtens ist es aber ein Merkzeichen dafür, dass eine Frage noch nicht spruchreif ist, wenn die Hauptvertreter einer Neuerung es noch nicht zu einer gefestigten Anschauung gebracht haben.

Das Gefühl der Unsicherheit, das sich so derjenigen Delegirten bemächtigen musste, bei denen auch noch Alles im Fluss war, machte sich denn auch bei der Abstimmung geltend. Die Mehrzahl der Delegirten war allerdings geneigt, einen Versuch mit der Wahlbetheiligung zu machen und trat deshalb den ersten beiden Absätzen der Bebel'schen Resolution bei. Die Einwendungen der Gegner hatten aber doch hinreichenden Eindruck auf sie gemacht, um bei ihnen unüberwindlichen Argwohn gegen eine Bündnisspolitik zu erwecken. Sie ersetzten kurzer Hand die übrigen Theile der Bebel'schen Resolution, die die Bündnissabschlüsse regeln sollten, durch ein ausdrückliches Verbot von Bündnissen jeder Art. Sehr wenig zur Zufriedenheit der Wahlbetheiligungsfreunde! Sie meinen, ein Messer ohne Klinge in die Hand bekommen zu haben. Hat doch Genosse Bebel nachträglich ausdrücklich erklärt, dass er es für nöthig halte, die Partei noch vor der nächstjährigen Probe auf das Exempel zu einer Wiederherstellung der in seiner ursprünglichen Resolution gegebenen Vorschriften für die Wahltaktik zu bewegen, und auch Genosse Auer macht jetzt für die direkte Unterstützung der Freisinnigen wieder Propaganda.

Hoffentlich gelingt das indess nicht. Wie die Resolution jetzt steht, beugt sie den Hauptgefahren vor, die unserer, der Wahlbetheiligungsgegner, Ansicht nach aus dem Bündniss mit bürgerlichen Parteien erwachsen müssten. Der Beschluss kommt auf das hinaus, was ich im Verlauf der ersten Diskussion, die in Berlin über die Wahlbetheiligung stattfand, als den einzigen Weg bezeichnet habe, der, wenn die Partei sich überhaupt auf die verkehrte Politik einer Betheligung an den Wahlen für die preussische Geldsacksvertretung einlassen wollte, wenigstens sich mit dem Charakter unserer Partei vertragen würde, nämlich uns genau zu verhalten wie bei den Reichstagswahlen.

Das was ich, wie andere Gleichgesinnte, auch an diesem Wege auszusetzen habe, so dass ich keinesfalls dafür gestimmt hätte, ist, dass blitzwenig, viel zu wenig für die Opfer, dabei herauskommen wird. In Sachsen ist trotz geheimer Wahl bei dem Dreiklassenwahlsystem kein Mandat erzielt worden. Das hat unsere sächsischen Genossen so stark

ernüchtert, dass etwa ein Drittel von ihnen in Hamburg gegen die Resolution Bebel gestimmt hat. In Preussen kann bei öffentlicher Wahl noch weniger herauskommen. Nun sagte zwar in Hamburg Genosse Peus mit edlem Stolz: „Wir können von unseren Genossen verlangen, Farbe zu bekennen; sie sollen sich nicht schämen, Sozialdemokraten zu sein.“

Dieses Farbebekennen geschieht in den Städten auch jetzt schon in weitem Umfange überall, wo es nöthig ist. Für die Wahlen kommen aber noch starke Schichten von Gesinnungsgenossen, besonders auf dem Lande in Betracht, für die das Farbebekennen mit einer Gefährdung ihrer Lebensexistenz verknüpft ist. Auch unter ihnen, dessen bin ich überzeugt, findet sich viel Opfermuth, dass sie, wenn es sich um einen wirklich grossen Zweck handelt, ihre Existenz in die Schranke schlagen würden. Aber sollen sie das bei den preussischen Landtagswahlen thun? Weshalb? Um ein paar Freisinnige mehr in den Landtag zu bringen, und allenfalls die Freisinnigen dadurch zur Abgabe von ein paar Mandaten an uns zu bewegen? Diese Fragen werden sich schwerlich alle unsere Genossen mit dem Optimismus der Wortführer der Wahlbetheiligung beantworten.

In solchem übertriebenem Optimismus ist der Hauptgrund für die fehlerhafte Politik die Betheiligung an den preussischen Landtagswahlen zu suchen. Die Freunde dieser Neuerung überschätzen die Möglichkeit der Mandatserringung für unsere Partei; sie überschätzen den Einfluss, den ein auf Grund der kommenden Wahlbewegung entstandener preussischer Landtag auf den Gang der allgemeinen deutschen und preussischen Politik ausüben kann; sie überschätzen auch die Bündnissfähigkeit und Bündnissgewilltheit der bürgerlichen Opposition, insbesondere der Freisinnigen, für uns. Die ersteren beiden Schätzungen hängen so sehr von Wahrscheinlichkeitsberechnungen auf Grund individueller Vermuthungen ab, dass erst die Resultate der bevorstehenden Probe dem einen oder dem anderen Theil Recht geben können. Ueber die Bündnissfähigkeit der Freisinnigen indessollten unsere optimistischen Parteigenossen, obschon unsere Warnungen nichts fruchteten, doch nachträglich wenigstens in's Klare gekommen sein. Kaum waren die Verhandlungen auf dem Hamburger Parteitag verklungen, da hat Eugen Richter's Organ, die „Freisinnige Zeitung“ gar schön auseinandergesetzt, wie 1893 eine ganze Anzahl von Sitzen der antijunkerlichen Opposition verloren gegangen sei, weil die Freisinnigen in der Stichwahl für einen Regierungsmann und gegen den Sozialdemokraten gestimmt haben. Das Hauptorgan der „Freisinnigen Volkspartei“ zog daraus den charakteristischen Schluss, dass nunmehr die Freisinnigen bei der Hauptwahl ihr Augenmerk vorzugsweise auf die Bekämpfung der — Sozialdemokratie richten müssen, damit diese Feinde der göttlichen Weltordnung garnicht erst in die Stichwahl kämen, und die freisinnigen Wähler somit der Versuchung entgingen, schliesslich für einen Regierungsmann zu stimmen.

Das ist ein eigenartiger Trompetentusch zum Beginn des von unseren Genossen geplanten gemeinsamen Kampfes mit der Freisinnigen Volkspartei gegen Junkerthum und Bureaukratie.

Vermuthlich hatten viele unserer Genossen sich blenden lassen durch das Gerede von dem „Zug nach Links.“ Sie haben übersehen, dass dieser Zug nach Links, der durch das ganze Bürgerthum geht, die gesammte bürgerliche Opposition, also das Centrum, den antiagrarischnen Flügel der Nationalliberalen und sogar die Antisemiten und die Christlich-sozialen dem Freisinn näher gebracht hat, als den Freisinn uns, so dass sich wohl eine Koalition der bürgerlichen Oppositions-Parteien vorbereitet, während für ein Bündniss mit uns bei dem Freisinn ebensowohl wie bei den übrigen bürgerlichen Parteien noch immer die erforderlichen Voraussetzungen fehlen. Es wäre sehr erfreulich, wenn Eugen Richter's Trompetentusch in unseren Reihen etwas ernüchternd eingewirkt hätte.

Merkwürdig ist es nämlich, dass bei einigen unserer Genossen mit jenem unbegründetem Optimismus hinsichtlich der bürgerlichen Opposition ein Pessimismus in Bezug auf die Kraft der eigenen Partei sich vereinte. Hat doch im Verlaufe der jüngsten Erörterungen über die Parteitaktik einer der hervorragendsten Vertreter der Bündnisspolitik, Genosse Richard Fischer, das Argument vorgebracht, wir müssten uns bei den preussischen Landtagswahlen für die bürgerlichen Parteien in's Zeug legen, damit es der Regierung nicht wieder gelingen könne, wie vor dem Sozialistengesetze, im Volke den Glauben zu erwecken, dass die Sozialdemokratie in einem feindlichen Gegensatze zu den übrigen Theilen des Volkes stehe.

Dass wir zu anderen Parteien in einem feindlichen Gegensatz stehen, können und wollen wir nicht bestreiten. Missdeutungen, die auf diese in unserer revolutionären Parteistellung begründete Gegnerschaft ein falsches Licht werfen, können wir nur durch unsere volksfreundlichen Thaten und durch die rückhaltlose Verkündung unserer Grundsätze vereiteln. Die Empfehlung, durch Liebesdienste irgend welcher Art uns bei den übrigen Parteien in ein gutes Licht zu setzen, damit jene Missdeutungen bei ihnen keinen Boden finden und sie nicht zu Bedrückungsmassregeln gegen uns verleiten, wird hoffentlich stets ohne Widerhall bleiben bei unseren Parteigenossen.

Zu dem Beschluss des Parteitages, obgleich er immer noch zu weit den Wünschen der Wahlbetheiligungsfreunde entgegenkommt, ist denn auch erfreulicher Weise der Wille zum Ausdruck gekommen, dass die Partei sich nur verlassen darf auf die eigene Kraft.

Nachdem einmal die Wahlbetheiligung beschlossen ist, muss die Probe ehrlich gemacht werden. Auch die Wahlbetheiligungsgegner können dann die entfachte Bewegung zur agitatorischen Verbreitung unserer Grundsätze und zur Bekämpfung des Dreiklassenwahlsystem ausnutzen. Was damit erreicht wird, glaube ich, wird der einzige Vortheil unserer Betheiligung an den preussischen Landtagswahlen sein.

Zu Arnold Böcklin's siebzigstem Geburtstag.

Von

Hugo Ernst Schmidt.

(Berlin)

Am 16. Oktober 1897 sind es siebzig Jahre, dass Böcklin geboren wurde. Er sieht heute gleich seinem grossen Antipoden Adolf Menzel auf das reichste Leben herab: reich an Erfolg, Glück und Gelingen, aber auch reich an Noth, Mühsal und Unglück. Unter allen lebenden Künstlern ist Böcklin der freieste, der universellste. Für ihn giebt es keine Grenzen der Darstellungskraft. In seinem Reiche, das er uns im Bilde geschildert und verkörpert hat, geht nirgends die Sonne unter. Es ist so gross, wie die wirkliche Welt, die uns umgiebt. Wie bei uns scheint dort die Sonne über Gerechte und Ungerechte, über Glückliche und Unglückliche, über Schmerz und Leid und über allerlei Gethier und Gewürm, das da fliehet und kriechet. Es giebt keinen zweiten Künstler, der so wie Böcklin für alle Stimmungen einen Ausdruck fand. Er hat von der höchsten Anmuth und dem koboldigsten Humor bis zu gewaltigster Dämonik und erschütterndstem Leid der ganzen Skala menschlicher Empfindungen Sprache und Bild gegeben. Er sah das Frühlingsentzücken, alle Wonne und alles Glück, das Spriessen und Knospen des zum Lichte quellenden Lebens, er sah die reife Sommersonnengluth über Blumen, Thier und Mensch liegen, und er sah die Todestraunigkeit über allen Dingen und das Sterben durch die Welt gehen. Ganze Symphonieen von Gefühlen hat uns Böcklin geschenkt. Bunte Märchen gleich glitzerndem Edelgestein hat er uns in den Schooss geschüttet, er hat uns durch den Anblick von dicken, tolpatschigen Centauren und grinsenden Faunen das Lachen gelehrt, und er hat uns erschüttert die Tragik der Welt durch die Mutter Maria und ihren hingemordeten Sohn gezeigt. So ist er der Mann geworden, den wir heut verehren, weil er uns aus der Wüste des Rationalismus, in dem die Welt zu verdorren drohte, in das Reich der Poesie und Phantasie zurückgeführt hat.

Die Wiege Arnold Böcklin's stand in Basel, wo er als Sohn wohlhabender Eltern das Licht der Welt erblickte. Hier auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt empfing er die allgemeine Bildung und die erste Anregung zur Malerei durch das Museum mit den Meisterwerken von Holbein. Die eigentlichen Wander- und Lehrjahre aber begannen erst mit der Uebersiedelung nach der Akademie zu Düsseldorf 1846, wo er besonders von dem Romantiker der Landschaft A. W. Schirmer beeinflusst wurde. Düsseldorf war damals in Deutschland die Hochburg der Kompositure von Historienbildern. Sie übten die Herrschaft aus und waren die als von Gottes Gnaden geschätzten Künstler. Neben diesen als ein untergeordneter Rang lebten die Genre- und Landschaftsmaler. Die Landschaftsmaler theilten sich wiederum in solche, die die Natur treu und ehrlich abkonterfeiten, und in solche, die Stimmungen mit zu Hilfe genommenen kleinen Figürchen aus der mythologischen und biblischen Geschichte, der Tradition treu, darstellten. Schirmer gehörte zu diesen. Er malte grosse poetisch-romantische Landschaften und stellte je nach der Stimmung eine Nymphe, eine Diana, eine vertriebene Hagar hinein, die aber nur untergeordnetes Beiwerk blieben, Staffage waren und auch ganz hätten fehlen können, ohne dem Bilde

zu schaden oder zu nützen. Es war aber so üblich, und so that man es eben, hoffte auch die nicht allzu hoch geschätzte Landschaftsmalerei bedeutender zu gestalten. Ein solcher Maler war der erste Meister Böcklins. Er hat von diesem nicht unwesentliche Eindrücke mitgenommen. Es giebt Bilder von Böcklin aus früherer Zeit, die durchaus Geist von jenem Geist sind, und die, wenn sie auch im Malerisch-Formalen alle Muster überragen, doch den Ursprung nicht verleugnen. Die Erkenntniss jedoch der Unzulänglichkeit der deutschen Malerei, die damals noch von den kartonzeichnenden Geistern beherrscht wurde und ihr Centrum in Düsseldorf hatte, erfasste den Jüngling und trieb ihn nach Brüssel, wo er bei Wappers studirte, namentlich aber durch das Kopiren der alten Meisterwerke gefördert wurde und sich allmählich das Rüstzeug der guten Malerei erwarb. Schon im darauf folgenden Jahre 1848 bricht Böcklin nach Paris auf. Er kommt beim Ausbruch der Revolution dort an und bleibt bis zu seiner Uebersiedelung nach Rom hier. Aber auch Paris brachte ihm nicht, was er ersehnte und erträumte. Er hatte den Glauben getheilt, der damals die Kunstwelt und die Künstler beherrschte, das von Paris aus das Heil käme und dass nur durch die Pariser Schule die altersschwache und epigonische deutsche Malerei gehoben und ihr neues frisches Blut zugeführt werden könnte. Auf Böcklin aber, auf sein querköpfiges Genie machte die französische Malerei, die sich damals anschickte, in den Realismus einzuschwenken, keinen anderen Eindruck, als dass sie ihn veranlasste, sich mit Energie die vollendetste malerische Technik und alle Fertigkeiten anzueignen die er brauchte, um seine Traumwelt zu realisiren und körperlich glaubhaft zu gestalten. So ausgerüstet und seine Sinne mit diesen Forderungen erfüllt, kam Böcklin 1850 nach Rom, wo er in Anselm Feuerbach, Franz Dreber, Reinhold Begas, Paul Heyse, Victor Scheffel Gesinnungsgenossen vofand, mit denen ihn bald freundschaftlicher Verkehr verband. In diesem Kreise und umgeben von einer Natur, die so ähnlich derjenigen war, die er in sich trug, erwachte und erstarkte sein Genie. In dieser Zeit des ersten römischen Aufenthalts entstanden „Die Pest in Rom“, der „Pan im Schilf“ u. a. Werke, welche alle mehr oder minder den heraufkommenden grossen Koloristen und das naturalistisch-phantastische Genie kündeten, das mit so überzeugender Schöpferkraft uns zu dem Glauben selbst noch an seine baroksten und wunderlichsten Geistesgeburten und Phantasiegestalten zwingen sollte.

Böcklin hat selten nach der Natur gemalt. Während die Freunde in Olevano, wohin sie sich vor der Gluthitze Roms im Sommer flüchteten, im Schweisse ihres Angesichts Scenerie um Scenerie studirten und nach der Natur malten — Oswald Achenbach und Albert Flamm hatten sich auch hier eingefunden — während die anderen im Atelier „nach dem Leben“ mit heissem Bemühen arbeiteten, streifte er im Gebirge, in Wald und Flur umher, um mit nimmersatten Augen die Welt zu schauen. Dann träumte er in der Einsamkeit geheimnissvolle Fabelwesen, er sah boksbeinige Faune Nymphen jagen und haschen, Elfen im lautlosschweigenden sonnendurchzittertem Walde an kühlen Quellen sitzen, merkwürdige Thiere mit menschlich-klugen Augen vor heiligen Hainen wachen. Er bevölkerte die Meere mit langhaarigen Meerweibern, die verliebt mit ungeheuren schlangenartigen, in tausend Farben leuchtenden Thieren spielen, er sah alle Schrecknisse

der dunkelblauen sturmgepeitschten See mit einsamen trauernden Frauen an verlorenen Schlössern am Meer, sturmzerzauste Wälder mit Mördern und Furien, kahle Gebirge, auf denen sich in rauher Luft Centauren würgen und morden; er sah dann mit seinen hellen, hellenischen und nordisch-wasserklaren Augen den Frühling seine Lieder spinnen, lachende Auen, glückselige Menschen auf blumigen Wiesen unter feierlichen Cypressen und säuselnden Birken. Er sah Alles. Er nahm die ganze Natur in sich auf. Er fühlte mit feinen Sinnen ihr Werden und ihr Sein, die in Ruhe und Frieden und Heiterkeit strahlende Welt und die dunkle Welt voll Sturm und Gewitter, voll Nacht und Grauen. Und er ging nach Hause in sein Studio und schuf der italienischen Welt nach, die doch wieder seine Welt war, die Brust voll von Gefühlen, voll Schöpfer-Werdelust.

So lebte und schuf Böcklin in Rom acht Jahre lang. Er verheirathete sich auch hier im Alter von 26 Jahren mit einer Römerin, die er später zu wiederholten Malen gemalt hat. 1858 verliess er Italien, um vorübergehend in München zu leben, besonders aber um einen Auftrag auszuführen, der ihn in Hannover festhielt. Er malte hier einen Speisesaal aus und stellte in fünf Gemälden die Beziehungen des Menschen zum Feuer dar. Darauf ist er wieder in München, wo er durch Paul Heyse die Bekanntschaft des Grafen Schack machte, die für Böcklin von Bedeutung werden sollte. Durch Schack, der nach und nach von ihm eine grosse Zahl Bilder erwarb, die heute den Glanz der Schack'schen Galerie ausmachen, wurde Böcklin aus seiner bedrängten Lage, in der er sich damals befand, befreit. Bald nachher folgte er einem Ruf als Professor an die neubegründete Kunstschule in Weimar, wohin ihm Ramberg und Lenbach, mit denen er schon in München in freundschaftlichem Verkehr gestanden, ebenfalls als Lehrer folgten. Aber in dem klassizistisch angehauchten Weimar, dem Herrschersitz Preller's, war seines Bleibens nicht. Zwar waren hier der „Panische Schreck“, ein Pan, der in felsiger Gebirgslandschaft einen Hirten erschreckt, entstanden, ein Bild, das Max Klinger später radirt hat, und mit dem Böcklin zum ersten Mal einen Schritt in das Reich des Humors that, mit dem er uns nachher so manches Mal beglückt hat. Denn als Humorist ist Böcklin einzigartig, und ich wüsste Niemand, der mit ihm verglichen werden könnte. Auf anderen Gebieten kann wohl Thoma, kann Klinger mit ihm konkurriren, aber es giebt nichts in moderner noch in alter Kunst, was einem Werke wie dem „Spiel der Wellen“ an die Seite zu stellen wäre. Das göttliche Lachen, die Komik der Welt hat hier einen überwältigenden Ausdruck gefunden. Es giebt nichts Komischeres, als diesen dicken Centaur, der nach den schönen geschmeidigen Wassernixen tappst und mit dummen Glotzaugen und leeren Händen sehen muss, wie lachend die Mädchen ihm entflohen sind. Und wie viele solche Bilder hat Böcklin gemalt! Man steht und staunt. Man weiss nicht, was man mehr bewundern soll: die glanzvolle Malerei, die berückend-koloristischen Eigenschaften, den Ernst, den Humor, das Lachen oder das Weinen seiner Muse!

Von Weimar ging Böcklin wieder nach Rom, und hier entstanden in vier Jahren von 1862—66 eine grosse Anzahl jener Bilder, die seinen Ruhm hinaustrugen in alle Welt. Ich erwähne nur die „Villa am Meer“, den „Gang nach Emaus“, den „Anachoreten“, der sich in wilder felsiger Einöde den hageren Leib kasteit, die schaurige „Felsenschlucht“ mit dem Drachen und

dem fliehenden Menschen auf schwindligem Grad, das so schön den Goethe'schen Vers illustriert:

„Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg,
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth!“

Das Schönste aber, was Böcklin in dieser Zeit geschaffen, ist die Klage des Hirten „Daphnis und Amaryllis“. Ich kenne nichts Schöneres wie dieses Bild, und noch nie ist das Liebeslied und die Liebesehnsucht besser ausgedrückt worden, wie durch diesen Jüngling, der vor der Schleier-geschmückten Schönen auf der Hirtenflöte um Liebe wirbt.

Noch wiederholt hat Böcklin seinen Wohnsitz geändert. Wir sehen ihn von 1866—71 in seiner Vaterstadt Basel, wo er im Museum das Treppenhaus mit Fresken schmückt, wir folgen ihm nochmals nach München, dann 1874 nach Florenz, vorübergehend nach Zürich, wo er schwerkrank daniederlag, und wieder nach Florenz zurück, wo sich der betagte Meister in San-Domenico unterhalb Fiesoles ein eigenes Heim gebaut, das von dem sonnigen Gelände auf das liebliche Florenz und das in Schönheit und Anmuth strahlende Thal des Arno hinabschaut.

„Wunderbar sind die Wege des Herrn“. Als Böcklin seine reifste Schaffensperiode hatte, als er alle jene Wunderwerke schuf, die uns heut entzücken, war er nur ein Leckerbissen für Wenige. In den sechziger und siebziger Jahren gab es für ihn nur Hohn und Gelächter. Seit einem Jahrzehnt aber, seit er ganz von Seltsamkeiten, ganz von krassen Effekten eingenommen, ist er ein bewunderter Mann, und dieselbe Menschheit, die einst seine einfach-schönen Werke nicht verstand und nicht verstehen wollte, ist voll von Begeisterung. So ist zu hoffen, dass man wieder den Blick zurück in jene Zeit und auf jene Werke richten wird, da er der Welt ein neues Auge, einen neuen Sinn schenkte, da er den Blick von den seelenlosen, verstandes-kühlen, rationalistischen Kunstprodukten wieder zurück in die chaotische Fülle der Urnatur führte, von deren überreichen Schätzen er so viele ans Licht gebracht. Böcklin ist einer von den grossen Merksteinen in der modernen Kunst. Durch ihn wurde uns wieder die Freude an der farbigen Welt, das sinnliche Wohlgefallen an ihren Erscheinungen zurückgegeben. Sein Farben-rausch, seine Lebensgluth, seine überreiche Gefühlswelt, die das Lieblichste, Einfachste ebenso umfasst, wie das Verwegenste, Gigantischste, Dämonischste hat uns ebenso unzählige Male entzückt und beglückt, wie wir gestaunt haben vor der Darstellungskraft, der es noch möglich ist, die verwegensten Träume zur Wirklichkeit zu machen. Er hat unsere Welt durch seine Welt bereichert, seine Centauren, seine boksbeinigen Faune, seine Sirenen mit Mädchenleibern und Vogelkrallen, seine ganze Wunderwelt mit blauen Meeren und stillen Hainen, mit Engeln und Heiligen, lebt in uns, als ob wir sie in leiblicher Gestalt geschaut hätten:

Das Unbegreifliche, hier wird es Ereigniss,
Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan.

Sozialismus und sozialistische Doktrin.

Von

Saverio Merlino.

(Rom.)

Im Juli dieses Jahres veröffentlichte ich durch das Mailänder Verlagshaus Gebrüder Treves ein Buch, das den Titel führte: „Für und wider den Sozialismus“.

Die Quintessenz dieses Buches ist folgende: *Sozialismus ist weder Kollektivismus, noch Kommunismus, noch Mutualismus, noch irgend ein anderes derartiges System; Sozialismus ist vielmehr das, was sämtlichen Systemen zum Aufbau einer besseren Gesellschaftsordnung gemeinsam ist, das Wesentliche an ihnen: Gerechtigkeit aller menschlichen Beziehungen, Abschaffung der Monopole, des Wuchers, der Handelsspekulation und des kaufmännischen Betruges, Aufhebung der Lohnarbeit als des dauernden Arbeitsverhältnisses eines grossen Theils der Bevölkerung, Zusammenwirken Aller, annähernd gleiche wirthschaftliche Lage, Antheilnahme aller Menschen an der Arbeit, wie an den Genüssen des Lebens.*

Dieser Sozialismus, d. h. also der Sozialismus in seinem eigentlichen Kern, ist durchaus unwiderlegbar, er muss sich verwirklichen. Die Einwände, die gegen die verschiedenen, oben erwähnten Systeme erhoben worden sind, können ihn nicht treffen.

Daher haben die Sozialisten selbst die Pflicht, nicht allzu viel Gewicht auf irgend ein bestimmtes System zu legen, vielmehr zu erkennen, dass der grösste Theil dieser Systeme, vielleicht deren sämtliche, zu ernstesten Einwänden Raum bieten, und dass dasjenige, das einmal den Sieg davontragen wird, vermuthlich überhaupt noch nicht erdacht worden ist und auch jedenfalls gar kein einheitliches, allgemeines, aus einem Stück gegossenes System darstellen wird.

Die gegenwärtige Auffassung des Sozialismus ist dogmatisch, doktrinär und daher nothwendiger Weise subjektiv und utopistisch. Die Form überwuchert den Inhalt, das Nebensächliche wird dem Wesentlichen vorangestellt, die wissenschaftliche Hypothese zum Parteiprogramm erhoben.

Die bürgerliche Presse hat nun im Allgemeinen mein Buch günstig beurtheilt. Sie giebt zu, dass es mir gelungen sei, nachzuweisen, dass die Widerlegungen, die die Gegner des Sozialismus gegen diesen selbst zu richten glaubten, meistens nur den Kollektivismus, den Kommunismus oder irgend ein ihm ähnliches System treffen können, so dass, wenn man selbst alle diese Systeme erschüttert, immer noch das Wesentliche am Sozialismus bestehen bleibt, das heisst nämlich: die unbedingte Nothwendigkeit, die wirthschaftlichen Beziehungen der Menschen gerechterer zu gestalten, indem man die herbste Ungleichheiten in ihrer Lebenslage aufhebt.

Was also die Gegner des Sozialismus anlangt, so habe ich wohl das Ziel, das ich mir steckte, erreicht. Den Sozialisten selbst gegenüber war ich leider nicht ebenso glücklich; denn diese, mochten sie nun meine Argumente nicht widerlegen wollen oder nicht widerlegen können, zogen es vor, zu schweigen.

Nur Ferrero, der als unabhängiger Sozialist keiner bestimmten Richtung angehört und sich an keine Orthodoxie bindet, gab mir Recht und sprach die Ueberzeugung aus, mein Buch sei „der Vorläufer einer Wandlung, die sich früher oder später in der sozialistischen Partei Italiens vollziehen müsse.“

Und warum nur Italiens?

Weil, so antwortet er, die sozialistische Bewegung in Italien viel weniger einer wirklichen Arbeiterbewegung ihren Ursprung verdankt, als der Unzufriedenheit des Kleinbürgerthums, das unter wirthschaftlichen Krisen, sowie unter der Politik der Regierung litt, und dort daher die marxistische Form ungeeignet war, die die Verkünder des Sozialismus ihm gegeben hatten.

Der Marxismus, wie man ihn bei uns gewöhnlich auffasst, ist weniger eine Entwicklungs- als eine Katastrophentheorie, insbesondere deshalb, weil er als nothwendig den Untergang des Mittelstandes, sowie die Spaltung der Gesellschaft in zwei unversöhnbar getrennte Klassen voraussetzt: in eine überreiche Oligarchie, die unumschränkte Herrschaft über Alles besitzt, und in eine Mehrheit von Elenden. Durch den Zusammenstoss beider Klassen werde dann die neue Gesellschaft erstehen; damit aber dieser Zusammenstoss um so heftiger erfolge, müsse der Abstand zwischen Beiden so gross wie denkbar sein . . .

Wollte der italienische Sozialismus diese Grundsätze kräftig abwenden, so hätte er mit Entschlossenheit den Untergang der kleinen Besitzer befördern müssen; er hätte sich des wachsenden Elends im geistigen Proletariate freuen, die Spargelder des Mittelstandes ruhig der Ausplünderung der grossen Finanz überlassen müssen. Er hatte nicht den Muth, diese stoische Politik zu befolgen, die Störung des sozialen Gleichgewichts, die sich in letzter Zeit verstärkt hat, bis auf den höchsten Grad zu treiben: er schwankte vielmehr stets zwischen dem Entschluss, den in dem wirthschaftlichen Konflikte unserer Zeit Untersinkenden zu Hilfe zu eilen oder ihnen den Gnadestoss zu geben.

Nun trat — so sagt Guglielmo Ferrero — Merlino auf, um in seiner Polemik gegen die italienischen Sozialisten die Frage klipp und klar aufzuwerfen, was denn der erklärte Marxismus eigentlich sei. Er meint, der marxistische Kollektivismus stelle nur eine Form des Sozialismus dar, und indem er den Begriff dieses Wortes erweitert, versteht er darunter sämtliche Bestrebungen der modernen Welt mit der Tendenz nach Gerechtigkeit. Für ihn ist Sozialismus Alles, was die Unterdrückung einer Klasse durch die andere herabmindert, Alles, was den Beziehungen der Menschen den Stempel grösserer Gerechtigkeit aufdrückt. Demnach würden zum Programm und zu den Fortschritten des Sozialismus sowohl die Gesetze zählen, die den kleinen Besitzer vor dem Wucher bewahren wollen, als auch die, die den Bürger vor der Willkür der Behörden schützen; sowohl jeder Versuch, den Arbeiter der Laune des Fabrikbesitzers zu entziehen und seinen Lohn zu erhöhen, als auch jede Steuerreform, die dazu beiträgt, der Steuer ihren wahren Charakter als einer Entschädigung für wirklich empfangene öffentliche Dienste zu sichern und ihr den der gewaltsamen Erpressung zum Vortheil Weniger und zum Schaden Vieler zu nehmen. Merlino glaubt, dass durch eine unbeschränkte Anzahl derartiger Reformen die Gesellschaft ihren moralischen Charakter ändern, und sich solcher Art die Revolution vollziehen wird, die die Moral und mit ihr die politische, wirthschaftliche und familiäre Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft umzuwandeln bestimmt ist.

Diese Art, die Frage aufzufassen, wird Vielen, besonders den fanatischen Marxisten, methaphysisch und abstrakt erscheinen, während sie im Gegentheil äusserst praktisch und positiv ist, sobald man sie nur ihrer etwas transcendenten Form entkleidet. Merlino fragt die italienischen Sozialisten: Was wollt Ihr thun? Die Dinge bis zu einem plötzlichen, entscheidenden, endlichen Konflikte treiben, indem Ihr die gegenwärtige Störung im Gleichgewicht der wirthschaftlichen Beziehungen ins Maasslose steigert; oder allmählich diese gewaltige Last von Ungerechtigkeit, unter der die Welt seufzt, verringern? Den Sturz des Mittelstandes und den höchsten Sieg der Plutokratie beschleunigen, oder allmählich alle Klassen ausgleichen, die Armen moralisch und materiell heben und die

Mächtigen erniedrigen? Der ganzen Gesellschaft jenes Gleichgewicht des Wohlbefindens, der Wünsche, der Interessen geben, in dem die Gerechtigkeit besteht?

Der Beantwortung dieser Frage wird der Sozialismus weder in Italien noch irgend wo anders entgehen können. Ich weiss nicht, ob jetzt schon die Zeit für diese Antwort gekommen ist; die Art, wie das Buch Merlino's von den Sozialisten aufgenommen wurde, lässt nicht darauf schliessen. Aber einst wird die Zeit reif dazu sein und die Antwort wird kommen. *)

Ich bin Ferrero dankbar dafür, dass er die Frage in ihrer wahren Form gestellt hat. Nicht nur in Italien, wo der Sozialismus sich von den Mittelklassen auf die arbeitende Klasse verbreitete, sondern auch in anderen Ländern, wo er den umgekehrten Weg verfolgte, d. h., von der Arbeiterklasse auf die Mittelschichten übergriff, verliert er allmählich seinen katastrophischen, durch die marxistische Lehre geprägten Charakter; er hört auf, die Ziele einer einzigen Klasse darzustellen, sondern er verkörpert die Ziele der ganzen Menschheit, wenigstens des besten Theils der Menschheit.

Kürzlich stattgefundenen Kongresse, bei denen Sozialisten und Nicht-Sozialisten sich zur Erörterung der wichtigsten sozialen Fragen vereinten, haben bewiesen, dass der Sozialismus sich nicht mehr in ein Parteiprogramm hineinzwängen lässt, sondern eine soziale Umwandlung darstellt, die sich Allen aufdrängt, und zu der absichtlich oder unabsichtlich Alle beitragen. Wenn die Konservativen sich bemühen, die Heftigkeit dieser Kraft, die die Welt erneuern will, zu mässigen, und durch unbedeutende Konzessionen die Unzufriedenheit der arbeitenden Klasse zu ersticken, und wenn sich andererseits die Sozialisten derartigen Konzessionen widersetzen, aus Furcht, dass dieselben die Gemüther einschläfern, den Geist des Aufstandes in den Massen ertöden und so der allgemeinen Neugestaltung der Gesellschaft, die sie erstreben, hinderlich werden könnten, so täuschen sich die Einen sowohl wie die Anderen; denn gerade durch diese Konzessionen, die die sozialen Verhältnisse der Gerechtigkeit entgegenführen, wird jene Neugestaltung eintreten; durch sie verwirklicht sich der Sozialismus in seiner Wesenheit, durch sie dringt er ein in die Sitten, in den Organismus der modernen Gesellschaft, untergräbt deren Existenz, ruft immer fortschreitende revolutionäre Tendenzen hervor, bis die Gesellschaft schliesslich vollständig umgestaltet ist. Wenn dagegen der Kollektivismus, der Kommunismus oder irgend ein anderes sozialistisches System sich auch von einem Tag zum andern verwirklichen könnte, so müssten dann immer noch die Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen geregelt, der Bürger vor der Willkür der öffentlichen Beamten, der Arbeiter vor der der Leiter der Industricen geschützt werden u. s. w.; kurz, es müsste den Formen ein Inhalt gegeben werden; denn, wie ich schon sagte und jetzt wiederhole, man kann die Formen des Sozialismus annehmen und gerade durch diese seinen Gehalt ertöden.

Der Sozialismus muss aufhören, dogmatisch zu sein; er muss von den erhabenen, aber unfruchtbaren Höhen der Doktrinen herabsteigen; er muss die Vorurtheile der Schulen aufgeben und sich von den akademischen Fesseln befreien; er muss positiv werden, um Tag für Tag im politischen, ökonomischen und sozialen Leben Schlachten schlagen zu können; er muss kämpfen für praktische Reformen, die die Völker fordern und die Regierungen verweigern, nicht für beliebig formulierte Prinzipien und unsichere Formeln der einen oder anderen sozialistischen Schule oder Partei.

*) Secolo XIX., 6.—7. September 1897.

Die Bedeutung der Gewerkschaftsorganisation für den Klassenkampf der Arbeiter.

Von
Carl Legien.
(Hamburg.)

Gegenüber der mächtig entwickelten politischen Arbeiterbewegung nehmen die Gewerkschaften anscheinend in Deutschland nur eine wenig bedeutungsvolle Stellung ein. Während die sozialdemokratische Partei von Jahr zu Jahr wachsend heute die stärkste Partei im Lande ist, entwickeln sich die Gewerkschaften nur in langsamem Tempo und sind im Verhältniss zur Zahl der industriellen Arbeiter noch weit von dem Zeitpunkte entfernt, in welchem sie einen bestimmenden Einfluss auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen auszuüben vermögen. Dies gilt insoweit, als die Gesamtorganisation in Frage kommt, denn von 6 070 806 in der Industrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen sind nur 329 230 oder 5,42 Prozent organisirt. Einzelne Organisationen aber umfassen schon heute einen solchen Prozentsatz ihrer Berufsangehörigen, dass sie von dem Unternehmerthum anerkannt und respektirt werden müssen. Andererseits aber nehmen die Gewerkschaften eine bedeutende Summe geistiger Kräfte und finanzieller Mittel in Anspruch. Die 54 bestehenden gewerkschaftlichen Zentralverbände mit ihren 5500 Zweigvereinen, die verschiedenen Lokalvereine, die Redaktion und Expedition der 55 Gewerkschaftsblätter absorbiren eine nicht zu unterschätzende Summe geistiger Kräfte, die in Folge dessen nur zum Theil in der politischen Arbeiterbewegung verwandt werden können. Nicht minder bedeutend sind die finanziellen Aufwendungen, welche durch die gewerkschaftliche Organisation von der Arbeiterschaft erfordert werden. In den letzten 7 Jahren hatten die gewerkschaftlichen Zentralverbände eine Einnahme von 15 000 000 Mark, während in den letzten 8 Jahren 7 000 000 Mark für Streiks verausgabt wurden, welche Summe neben der regelmässigen Beitragsleistung an die Organisationen von der Arbeiterschaft aufgebracht wurde. Nun dürfte aber bei den in der Arbeiterbewegung stehenden Personen eine Meinungsverschiedenheit darüber kaum bestehen, dass die Lösung der sozialen Frage, die Erreichung des Zieles der Arbeiterbewegung, durch die politische Aktion, durch gesetzliche Maassnahmen herbeigeführt werden wird. Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, dass gelegentlich die Frage gestellt wird, ob es nicht vortheilhafter für die Arbeiterbewegung sei, diese geistigen Kräfte, diese finanziellen Mittel dem politischen Kampf dienstbar zu machen und damit den Weg bis zur Emanzipation der Arbeiterklasse abzukürzen. Der Gedanke kann, ohne nähere Prüfung der Umstände, welche die Gewerkschaftsbewegung nothwendig machen, richtig erscheinen; er ist es aber keineswegs.

Mehr als alle theoretischen Erörterungen es vermögen, dürfte die eine Thatsache, dass die Gewerkschaften existiren und sich fortentwickeln, den Nachweis erbringen, dass diese Organisationen in dem Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse absolut nothwendig sind. Die deutsche proletarische Arbeiterbewegung hatte von ihren ersten Anfängen einen ausgeprägt, ja man kann wohl sagen ausschliesslich politischen Charakter. In der Periode, in welcher sich der Uebergang von der Manufaktur zur Grossindustrie vollzog, und der Boden für

die Arbeiterbewegung als Klassenbewegung geschaffen wurde, waren in Deutschland keine wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter vorhanden, die entsprechend der Entwicklung der Industrie ausgebaut und den neuen Verhältnissen angepasst werden konnten. Erst als die Arbeiterschaft schon als politische Partei sich dem Bürgerthum gegenübergestellt hatte, wurden die gewerkschaftlichen Organisationen zum Theil durch in der politischen Bewegung stehende Personen oder mit deren Hilfe ins Leben gerufen. Die Meinung über die Nothwendigkeit der gewerkschaftlichen Bewegung war aber in der Partei keineswegs eine einheitliche. Weite Kreise derselben sahen in den Gewerkschaftsorganisationen eine Beeinträchtigung der politischen Bewegung und wollten, dass sich alle Kräfte in dieser zum politischen Kampf vereinigen sollten. Im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein wurde dem Präsidenten desselben 1868 nicht die Ermächtigung ertheilt, einen Gewerkschaftskongress zur Gründung von Gewerkschaften einzuberufen. Als er trotzdem den Kongress berief, und infolge dessen Gewerkschaftsorganisationen in grösserer Zahl sich bildeten, zeigte sich im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein eine geschlossene Opposition gegen diese Bewegung. Auf der Generalversammlung des Vereins, die 1872 in Hamburg stattfand, lehnte man einen Antrag von Tölke, alle Gewerkschaften aufzulösen und in dem Verein aufgehen zu lassen, mit der Motivirung ab, dass, so lange die „Eisenacher“ und die „Fortschrittspartei“ Gewerkschaften gründeten und erhielten, diese Organisationen auch für die „Lassalleaner“ als „nothwendiges Uebel“ bestehen bleiben müssten. Auch auf der Generalversammlung des Vereins im Jahre 1873 wurden die Gewerkschaften von fast allen Rednern als ein nothwendiges Uebel bezeichnet. Die Partei der „Eisenacher“ dagegen förderte die Gewerkschaftsbewegung aus prinzipiellen Gründen und nach der Eingung der beiden sozialdemokratischen Parteien im Jahre 1875 schwand die Agitation gegen die Gewerkschaften immer mehr und mehr. Heute wird in der sozialdemokratischen Partei die Nothwendigkeit der Gewerkschaftsbewegung allgemein anerkannt. Dieser kurze Rückblick auf die Anfänge der Gewerkschaftsbewegung zeigt aber deutlich, dass diese für die Arbeiterbewegung von eminenter Bedeutung ist, dass sie gewissermaassen naturnothwendig durch die wirtschaftliche Entwicklung bedingt wird, sonst wäre es den einflussreichen Personen in der politischen Arbeiterbewegung wohl gelungen, sie in ihren Anfangsstadien in der Partei aufgehen zu lassen.

Welche Bedeutung hat nun die Gewerkschaftsorganisation in dem Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse? Der Satz, dass ohne ökonomische Freiheit keine politische Freiheit möglich, ist zweifellos richtig. Diese ökonomische Freiheit wird durch die Gewerkschaftsbewegung allein nicht erreicht werden, sondern sie wird das Resultat einer Wechselwirkung von politischer und gewerkschaftlicher Bewegung sein. Es ist wohl denkbar, durch die Gesetzgebung die Arbeitszeit und Lohnbedingungen zu reguliren, kurz alle durch die Gewerkschaften erstrebten Verbesserungen in der Lage der Arbeiter herbeizuführen. Ehe aber die gesetzgebende Körperschaft dazu kommt, auf diesem Gebiete den Wünschen der Arbeiter entsprechende Maassnahmen zu treffen, wird erst in grösserem Umfange durch die gewerkschaftliche Thätigkeit bewiesen werden müssen, dass die Industrie durch eine solche Regelung nicht geschädigt, sondern eher gefördert wird. In den letzten 20 Jahren ist in fast allen Industriezweigen eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Lohnaufbesserung eingetreten. Es braucht damit nicht

gesagt sein, dass hierdurch eine die Arbeiter befriedigende Verbesserung ihrer Lage herbeigeführt ist. Die Lage der Arbeiter ist nicht zu beurtheilen, indem man vergleicht, wie diese in der Gegenwart ist und wie sie sich in früheren Perioden gestaltete, sondern sie ist in Vergleich zu stellen mit der Lage der besitzenden Klassen, und besonders ist zu beurtheilen, was nach dem Stande der kulturellen Entwicklung der Arbeiterklasse geboten werden kann. Entsprechend dieser Entwicklung haben mit vollem Recht die Arbeiter grössere Ansprüche zu stellen. Dies kann aber nur geschehen, wenn sie sich Institutionen schaffen, durch welche ihre Interessen vertreten werden. Und diese sind es gewesen, welche jene Verbesserungen in den Arbeitsverhältnissen herbeigeführt haben und es dem Arbeiter ermöglichten, seinen steigenden Ansprüchen gemäss seine Lebenshaltung besser zu gestalten. Die Gesetzgebung hat bisher noch nicht einmal den Versuch gemacht, auf die Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse in günstigem Sinne einzuwirken. Wenn heute in vielen Gewerben, besonders in grösseren Orten, an Stelle des zwölfstündigen Arbeitstages der zehnstündige üblich ist, wenn in anderen Gewerben die Einführung der neunstündigen Arbeitszeit eine Frage der Zeit ist, wenn ferner die Löhne entsprechend der Arbeitszeitverkürzung gestiegen oder in Folge der Steigerung der Preise der nothwendigen Erhaltungsmittel über den früheren Stand hinaus erhöht sind, so ist dieses eine Folge der gewerkschaftlichen Organisation. Die Gesetzgebung kann sich aber infolge dessen, das ist durch die Verhandlungen über den Antrag der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage bezüglich Einführung des achtstündigen Arbeitstages erwiesen, nicht länger der Regulirung der Arbeitszeit entziehen. Die Regierung wird schliesslich selbst durch die Arbeitgeber der Orte und Bezirke, welche durch die Organisation der Arbeiter gezwungen sind, einen kürzeren Arbeitstag einzuführen, veranlasst durch gesetzliche Regelung der Arbeitszeit die Konkurrenz der Arbeitgeber einzuschränken, deren Arbeiter das Koalitionsrecht nicht ausnutzen. Hier wird nun von den Vertretern der Arbeiter im Parlamente dafür gesorgt, dass diese gesetzgeberischen Maassnahmen beschleunigt und im Interesse der Arbeiter gestaltet werden. Damit aber schafft die politische Vertretung der Arbeiterklasse den Gewerkschaften einen festen Stützpunkt, von welchem aus sie durch Vereinbarung oder Streik eine weitere Kürzung der Arbeitszeit herbeiführen können. Die Vertreter der Sozialdemokratie würden sich vergeblich bemühen, das Parlament zu diesem für die Arbeiterklasse bedeutungsvollen Schritt zu bewegen, wenn nicht die Gewerkschaften die nöthige Vorarbeit geleistet hätten.

Die Bedeutung, welche die Verbesserung der Lage der Arbeiter für die Erreichung des Zieles der Sozialdemokratie hat, darf aber nicht unterschätzt werden. Die Ideen des Sozialismus voll begreifen zu können, erfordert eine Intelligenz, wie sie bei in erbärmlicher Ernährung dahin vegetirenden Arbeitern nicht vorhanden ist und vorhanden sein kann. Die Träger der sozialistischen Propaganda sind nicht die auf tiefster Stufe der Lebenshaltung stehenden Arbeiter Osteliens, sondern die Arbeiterkreise, welche sich zu besserer Lebensstellung emporgerungen haben, denn die geistigen Fähigkeiten und die geistige Regsamkeit ist abhängig von der Ernährungsweise. Die Thätigkeit der Gewerkschaften muss in Folge dessen wesentlich dazu beitragen, jene Kräfte zu erwecken und zu erhalten, die für die proletarische Bewegung das Lebenselement bilden. Aber noch mehr. Der Sozialismus will und wird dazu führen, dass die Er-

tragnisse der Arbeit den Schaffenden zu Gute kommen und damit wird der Arbeiterklasse die Aufgabe zufallen, die Leitung der Produktion zu übernehmen. Eine gewaltige Aufgabe, die nur gelöst werden kann von einer Arbeiterklasse, welche gesund an Körper und Geist ist. Bei der der bürgerlichen Produktion inwohnenden Tendenz, möglichst billige Arbeitskräfte zu erhalten, würde aber das Proletariat auf eine so niedrige Stufe der Lebenshaltung und damit zu einer körperlichen und geistigen Degeneration gedrängt werden, dass es seine geschichtliche Aufgabe nicht zu lösen vermag. Dies verhindert die wechselseitige Thätigkeit der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung. Die Idee, dass der Arbeiter desto eher zum Anschluss an den Klassenkampf veranlasst werden wird, je mehr er gedrückt wird, findet heute keinen Anklang mehr und sehen wir, wie in der Arbeiterbewegung mit aller Kraft darauf hingearbeitet wird, die Lage der Arbeiter zu heben. Wer ernst genommen werden will in der sozialdemokratischen Bewegung, kann deswegen auch nicht Gegner der Gewerkschaften sein, sofern er anerkennt, dass diese auf die Lebensstellung der Arbeiter günstig einzuwirken vermögen.

Weniger über diese Möglichkeit selbst, als vielmehr über deren Grenze, sind die Meinungen in der Arbeiterbewegung getrennt. So wird angenommen, dass die Konzentrirung des Kapitals, die Vereinigung grosser Arbeitermassen in einem Betriebe die Thätigkeit der Gewerkschaften lahm legen wird. Nach dem Stande der Gewerkschaftsbewegung in den Industriebezirken, welche die grösste Kapitalkonzentration aufweisen, scheint es, als hätte diese Ansicht eine gewisse Berechtigung. Aber diese mangelhafte Organisation der Arbeiter in den Riesenbetrieben hat ihre Ursache nicht in den Einrichtungen der Betriebe selbst, sondern darin, dass die Arbeiter ihre eigenen Kräfte unterschätzen. Die Annahme, dass mit der steigenden Erkenntniss gerade die auf einem Punkt konzentrirten Arbeitermassen das Solidaritätsgefühl in seinem ganzen Umfange kennen und bethätigen lernen und zu einer widerstandsfähigen Organisation vereinigt werden können, ist völlig berechtigt. Die Theilung der Arbeit ist zwar geeignet, den Unternehmer in den Stand zu setzen, einzelne Arbeitskräfte auszumerzen und durch ungeschulte zu ersetzen, aber dieser Vortheil schwindet oder kehrt sich zum Gegentheil um, wenn es sich um eine ganze Betriebsabtheilung oder um die ganze Arbeiterschaft des Betriebes handelt. Wegen des gewaltigen Kapitals, das zum Theil in Betriebseinrichtungen angelegt und verloren ist, wenn der Betrieb eine Zeitlang ruht, wird der Unternehmer in Streitfällen gezwungen sein, den Wünschen der geschlossen auftretenden Arbeiterschaft Rechnung zu tragen. Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, dass es gelingen wird, die Arbeiter der Riesenbetriebe zur Erkenntniss der Solidarität zu bringen, besonders, wenn, wie sich in dem Ausstand der Hamburger Hafenarbeiter gezeigt hat, das Solidaritätsgefühl auch in den unorganisirten Arbeitermassen gewaltig aufzusteigen und sich zu erhalten vermag. Ein Hinweis auf die Gewerkschaften Englands, des Mutterlandes des Kapitalismus und der Kapitalkonzentration, dürfte gleichfalls geeignet sein, den Irrthum darzuthun, der darin liegt, der Gewerkschaftsorganisation die Wirksamkeit bei steigender Kapitalkonzentration abzuspochen. Wenn dem entgegengehalten wird, dass die englischen Arbeiter volles Koalitionsrecht besitzen, so darf nicht vergessen werden, dass sie sich dieses erkämpft haben und dies wird und muss auch der deutschen Arbeiterschaft gelingen.

Die Gewerkschaftsorganisation hat aber nicht nur die Wirkung, dass sie die Arbeiter zum Klassenkampf befähigt, sondern sie stellt selbst den Klassenkampf im ausgeprägtesten Sinne dar. Man kann den Begriff Klassenkampf nicht in dem engen Rahmen fassen, dass nur die auf die Beseitigung der bestehenden Gesellschaftsordnung direkt gerichteten Bestrebungen gemeint seien, sondern wird jede geschlossene Thätigkeit der Arbeiterklasse, welche bewusst oder unbewusst dahin zielt, den Boden für eine Neuorganisation der Gesellschaft zu ebnen als zum Klassenkampf gehörig betrachten müssen. Und nach dieser Richtung wirken die Gewerkschaften. Sie führen nicht nur mit dem Kampf um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen eine Konzentrirung des Kapitals herbei — der kleine Arbeitgeber muss dem grösseren das Feld räumen, weil er nicht in der Lage ist, bei höherem Lohn und kurzer Arbeitszeit dauernd mit diesem konkurriren zu können — sondern sie bringen den Arbeiter auch zum Klassenbewusstsein. Bei allen grösseren Streiks, so dem Ausstand der Maschinenbauer in England, dem Hafenarbeiterausstand in Hamburg, vereinigen sich die Unternehmer, welche die widerstrebendsten Interessen haben, zu gemeinsamer Aktion gegen die kämpfenden Arbeiter. Welche gewaltige Erregung tragen nicht diese Kämpfe bis in die entlegendsten Orte! So muss dem Arbeiter die Erkenntniss kommen, dass er einer unterdrückten Klasse angehört, deren geringste Regung von dem vereinigten, kapitalkräftigen Unternehmertum brutal niederzuschlagen versucht wird. Durch keine Aktion der Arbeiterschaft kann der Klassencharakter unserer Gesellschaftsorganisation drastischer dargethan werden, als durch die Streiks; und bei den Streikenden selbst, wie bei der gesammten Arbeiterschaft zeitigt im Kampf die Solidarität ihre schönsten Blüthen. Die nackten Thatsachen wirken hier mehr, als schöne Reden. Klassenbewusstsein und Solidarität aber sind die nothwendigsten Erfordernisse zur Verwirklichung der Ziele der Arbeiterbewegung.

Die Gewerkschaftsorganisation mag anscheinend Selbstzweck sein; viele Arbeiter mögen sich um der in Aussicht stehenden, greifbaren Vortheile willen ihr anschliessen, sie wird in ihrer Wirkung doch zu den vorstehend gezeichneten Resultaten führen. Deswegen ist es wohl überflüssig, die Frage zu erörtern, ob eine Trennung der Gewerkschaftsbewegung von der sozialdemokratischen Partei möglich oder wahrscheinlich ist. Bei der die deutsche Arbeiterbewegung von Anbeginn beherrschenden Tendenz ist ein Abschwenken der Gewerkschaftsbewegung von der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen. Mag auch ein äusserer Zusammenhang zwischen den gewerkschaftlichen Organisationen und der politischen Bewegung infolge der bestehenden Vereinsgesetze nicht vorhanden sein, so gehören doch die Gewerkschaften im Geiste zu der einigen proletarischen Bewegung, die sich in der sozialdemokratischen Partei konzentriert. Eine auf das öffentliche Leben einwirkende Organisation muss wohl oder übel nach einem Ausdruck ihrer Bestrebungen in einer politischen Partei suchen. Selbst die Hirsch-Dunker'schen Gewerkvereine, die als Organisation für eine Besserung der Arbeitsverhältnisse kaum in Frage kommen, propagiren in ihren Fachorganen die Ideen der freisinnigen Partei und sehen in dieser ihre politische Vertretung. Ob diese Vereine nicht dem Zweck dienen sollen, dem linkstehenden Liberalismus den Schein zu geben, als seien noch Arbeiter in seinen Reihen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es ein Unding, gewerkschaftliche Organisationen zu erhalten oder zu schaffen, die

nicht im Geiste und in ihren Bestrebungen einer politischen Partei angehören. Für die Gewerkschaften aber kann dies nur die sozialdemokratische Partei sein. Das wird auch so bleiben, wenn auch mit Recht die Forderung erhoben wird, dass für den wirtschaftlichen Kampf die Kräfte aller Arbeiter ohne Rücksicht auf die Parteistellung vereinigt werden müssen, und die Gewerkschaften deshalb sich nicht auf eine bestimmte Partei einschwören, und keine Parteipolitik treiben sollen. Es ist dies auch nicht nothwendig, und ohne dass dadurch die Einheit der Arbeiterbewegung gestört wird. Aber selbst, wenn es gelingen sollte, die Gewerkschaftsbewegung von der Partei zu trennen, so würde sie bald mit dieser wieder auf demselben Boden kämpfen, weil die weitere Entwicklung der Gewerkschaften zum Sozialismus führt, wie dies aus der Geschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung hervorgeht.

Bildet so die Gewerkschaftsorganisation einen Theil und einen nicht entbehrlichen Theil in der Arbeiterbewegung, so wird sie auch so lange vorhanden sein, bis der Klassenkampf sein Ende erreicht hat. Ja, man kann wohl, ohne Zukunftsmusik zu treiben, sagen, dass die Gewerkschaften auch in der sozialistischen Gesellschaft fortauern werden. Zwar nicht mit ihrem heutigen Charakter als Kampforganisationen, sondern als Träger der Produktion, als Organisationen zur gemeinschaftlichen Ausführung der Arbeit. Mag die industrielle Entwicklung sich anders gestalten als sich heute voraussagen lässt, mögen die gewerkschaftlichen Organisationen andere Formen annehmen, immer wird eine Organisation nothwendig sein zur Leitung und Regelung der Produktion und hierzu dürften die Gewerkschaften die geeignetste Verbindung darstellen.

Es mag mehr als optimistisch erscheinen, von dem heutigen Stande der Gewerkschaften in Deutschland aus, diesen eine so weitgehende Bedeutung für die Zukunft beizulegen. Von dem Grundsatz ausgehend, dass Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse die erste Vorbedingung für den Erfolg im Klassenkampf ist, vermag ich aber zu keinem anderen Resultat zu kommen, als dass die diesem Zwecke dienenden Organisationen bis zur Lösung der sozialen Frage nicht nur nothwendig sind, sondern auch eine Macht erreichen werden und erreichen müssen, welche die Durchführung der gesteckten Ziele ermöglicht.

Die Umgestaltung der Gesellschaftsorganisation wird nicht über Nacht kommen. Eine politische Revolution kann unvorhergesehen eintreten und eine Aenderung in der Staatsverfassung herbeiführen. Dann aber wird eine Reihe gesetzlicher Massnahmen erforderlich sein, um in einem längeren Zeitraum die Ueberführung der Produktionsmittel und des Grund und Bodens in den Gemeinbesitz der Gesellschaft zu ermöglichen. In den schweren Kämpfen, welche dieser Periode vorausgehen, werden die Gewerkschaften mit ihrem im Kampf erprobten, durch engste Solidarität verbundenen Mitgliedern nicht nur einen festen Stamm bilden, sondern auch in der weiteren Entwicklung der Gesetzgebung auf wirtschaftlichem Gebiet die Durchführung sichern. Sie sind ja auch schon in der Gegenwart die einzige Organisation, welche die Innehaltung der minimalen Arbeiterschutzgesetz-Bestimmungen seitens der Arbeitgeber zu ermöglichen vermag.

Der sich schon jetzt bemerkbar machende Niedergang in der wirtschaftlichen Konjunktur wird für die nächsten Jahre die weitere Entwicklung der Gewerkschaften hemmen, doch werden sie nicht auf den Stand zurückgedrängt

werden, den sie vor Beginn des wirthschaftlichen Aufschwunges hatten. Eine dauernde und ausreichende Fortentwicklung werden die Gewerkschaften erst dann aufweisen, wenn nicht nur volle Koalitionsfreiheit geschaffen ist, sondern wenn den Organisationen auch gesetzlicher Schutz und Sicherheit vor den Drangsalirungen der Unternehmer gewährt sein wird. Dass dieses geschieht, wird die politische Arbeiterbewegung bewirken, und die Gewerkschaften werden sie darin wirksam unterstützen. So wenig man besorgt zu sein braucht, dass die sozialdemokratische Partei den Kampf um die Vereins- und Versammlungsfreiheit nicht siegreich beenden wird, so wenig ist Ursache zur Besorgniss vorhanden, dass die Gewerkschaften nicht zu einer Macht gelangen werden, die sie befähigt, ihre Aufgabe zu erfüllen. Es hiesse wenig Vertrauen in die Arbeiterbewegung setzen, wollte man an dieser Möglichkeit zweifeln.

Die Entwicklung des Kapitalismus.

Von
G. Sorel.
(Boulogne s. S.)

Woran kann man erkennen, dass der Kapitalismus in einem Lande entwickelter ist, als in einem anderen? Wenn man dem herkömmlichen Parteizeitungs-Urtheil glaubt, muss man zwei Merkmale in Betracht ziehen: die Bildung ungeheuer grosser Vermögen und die gedrückte Lage der arbeitenden Klassen. Dieser Gedanke ist allgemein verbreitet, verbreitet haben ihn hauptsächlich die Marxisten; sie fügen hinzu, dass diese doppelte Erscheinung für die friedliche Revolution der Gesellschaft unbedingt nothwendig sei. So schreibt ein Soziologe, der die Richtungen und Ansichten in der vorgeschrittenen studirenden Jugend Frankreichs genau kennt: „Marx freute sich über das Uebermaass des sozialen Leidens, denn hierin sah er das keimende Heilmittel“; — er verwechselt nur Marx mit den Marxisten.

Die anarchistischen Schriftsteller haben die angebliche Nothwendigkeit dieser Entwicklung der Dinge entschieden bestritten; in erster Linie war es Tcherkesoff, der in den „Pages d'histoire socialiste,“ die in den „Temps nouveaux“ erschienen sind, die Lehre bekämpft hat. Auch in Italien machen sich Anzeichen bemerkbar, dass der alte Schlandrian dieser Parteianschauung aufgegeben wird; Turati, Redakteur der „Critica Sociale“, gab kürzlich zu¹⁾, dass die Konzentration des Kapitals eine Tendenz sei, die viel zu sehr durch mächtige Gegenströmungen gehemmt werde, um als Erklärung für den wirklichen Stand der heutigen sozialen Verhältnisse zu dienen. Wie aber kann man dann überhaupt diese Tendenz erkennen? — Wäre es da nicht besser, sie nur eine Hypothese zu nennen?²⁾ Es kann nicht bestritten werden, dass die Grossindustrie in ihrem Beginne das ganz exceptionelle Phänomene gezeigt hat; das historische Gesetz aber, das sich für diese Periode aufstellen lässt, kann nicht in ein für jeden Abschnitt der kapitalistischen Entwicklung und für ihr Ziel nothwendiges Gesetz verwandelt werden. Hat man doch vor der, durch die Statistik bewiesenen ehernen Gewissheit der Thatsachen wohl oder übel auf das ehernerne Lohngesetz verzichten müssen, das Marx selbst für unbestreitbar hielt, als er das kommunistische Manifest erscheinen

¹⁾ Critica Sociale, 16. September 1897.

²⁾ Für Jeden, der die Lehre des historischen Materialismus (so wie Marx sie verstanden hat, und nicht was die Phantasien unter seinen Schülern daraus gemacht hat) wohl begriffen hat, kann jede historische Feststellung nur eine Hypothese sein; zu behaupten, dass eine Bewegung in derselben Richtung weitergehen wird, in der sie sich bisher bewegt hat, das heisst eine unbeweisbare und oft wenig wahrscheinliche Sache behaupten.

liess. Die Marxisten verzichteten nur schwer auf den Glauben an das eiserne Lohngesetz,³⁾ denn in der *Critica Sociale* vom 16. August 1897 klagt A. Graziadei darüber, dass die Agitatoren noch immer lehren: Die Verhältnisse würden immer schlimmer, die Löhne zeigten die Tendenz, immer tiefer bis zum Minimum zu sinken, die Dauer der Arbeitszeit steige dagegen bis zum Maximum — und ähnliche schöne Dinge.

Gewöhnlich wird die fatalistische Doctrin der Marxisten aus einem kleinen Kapitel des Kapital begründet, das „die historische Tendenz der kapitalistischen Accumulation“ betitelt ist; aber eine Textstelle ist noch kein Beweis! Ausserdem steht dieses Kapitel in einem Theil des Buches, der weit früher geschrieben worden ist, als andere Theile, geschrieben ist, bevor noch Marx die Geschichte der modernen Industrie gründlich studirt hatte; der achte Abschnitt des Kapital unterscheidet sich schon durch die Terminologie und durch die Art, die Phänomene zu gruppieren, von den vorhergehenden Particlen; es ist endlich bemerkenswerth, dass die „historische Tendenz der kapitalistischen Akkumulation“ mit Hegel'schem Apparat dargestellt ist; — alle diese und noch weitere Gründe machen die Behauptung zulässig, dass der achte Abschnitt des ersten Buches zu dem gehört, was man wohl Marx' erste Methode nennen darf, die man nur unter Vorbehalt zu Rathe ziehen sollte.

Ich habe an anderem Orte⁴⁾ nachzuweisen versucht, in welchem Umlange und in welchem Sinne man von einer Tendenz der Kapitalkonzentration sprechen kann, ich habe dabei das von Professor V. Pareto entdeckte bedeutsame Gesetz über die Rente benutzt. In dieser Arbeit habe ich den Leser darauf aufmerksam gemacht, dass es sich bei der Kapitalkonzentration nur um eine empirische Feststellung handelt, und dass die Ursachen unbekannt bleiben. Die konstatierte Tendenz kann ein einfacher Zufall sein.

Es muss als fast unmöglich erscheinen, ein Gesetz zu suchen, das die Vertheilung des Vermögens und die Art und Weise der Produktion in Verbindung bringt. Dennoch wissen wir, dass sich die Reduktion der Lebenshaltung der Arbeiterklasse auf ein Hungerregime besonders bei den Völkern findet, die nicht die Manufakturindustrie kennen; über dem elenden Landarbeiter existirt oft eine wenig zahlreiche Aristokratie, die im ausschweifendsten Luxus lebt. Im Orient finden sich diese charakteristischen Zeichen, die nach manchen Sozialisten die Merkmale der vorgeschrittensten kapitalistischen Gesellschaft sein sollen.

Es scheint mir auch nicht, dass die Intensität und Menge der Krisen sehr sichere Kennzeichen sind, um die Entwicklung des Kapitalismus abzuschätzen. Zwei Ursachen haben für die Krisen immer bestanden, nur traten ihre Wirkungen vielleicht früher schärfer hervor als heute: der Krieg und das Erntedefizit. Augenblicklich sind die Phänomene weniger lokalisiert, da alle Länder die Folgen einer, gleichviel in welcher Gegend ausgebrochenen Krise spüren; aber die Leiden sind auch weniger fühlbar, und die Dauer ist geringer. Die Erfahrung nach dem Kriege 1870/71 zeigt, mit welcher Schnelligkeit ein kapitalistisches Land seine Verluste ersetzen kann. Alle, die die zukünftigen Ereignisse nach Analogie der vergangenen vorausbestimmen, waren sehr erstaunt, und noch heute neigt man in Frankreich zu dem Glauben, dass das eine Ausnahmereignung gewesen sei. Die leichte Einwanderung von Kapitalien und geschickten Arbeitern hob die Industrien sehr bald: das ist besonders in den Ländern möglich, welche seit langen Jahren beträchtliche Geldreserven im Auslande untergebracht haben.

In Amerika zeigen die Krisen einen viel deutlicheren Charakter, weil die kapitalistische Entwicklung in diesem Lande noch wenig vorgeschritten ist: es arbeitet viel mit englischem Gelde, es hat wenig mobilisirbare Reserven, und sein Eigenthum hängt zum grossen Theil von der Bedeutung seines landwirtschaftlichen Exports ab. Die Niedergänge vollziehen sich daher dort sehr rasch und sind sehr einschneidend; das Uebel dauert nur deshalb

³⁾ Dieses Beiseiteschieben des eiserne Lohngesetzes ist Vielen sehr schwer geworden: In einem in diesem Jahre in Paris gehaltenen Vortrage sagte Jaurès, dass er die Gründe der Aenderung nicht einsähe: Merlino meint, dass die Marxisten selber die Theorie des Mehrwerths erschüttert haben. (Pro e contra il Socialismo.)

⁴⁾ *Devenir Social*, Juli 1897.

nicht lange, weil das englische Kapital durch die Hoffnung auf hohe Zinsen angelockt zu Hilfe kommt.

Es scheint mir also, dass viele sozialistische Schriftsteller sich auf falscher Fährte befinden, wenn sie von den Krisen in einem Tone sprechen, der für schon langè verschundene ökonomische Verhältnisse passen würde. Wollten wir ein ziemlich zutreffendes Gesetz über die Krisen formuliren. so könnten wir sagen, dass sie umso leichter sind, je häufiger sie auftreten und je mehr das Land an der kapitalistischen Bewegung betheiligt ist.

Um das in diesem Artikel aufgestellte Problem zu verstehen, halte ich es für nöthig, einige von Marx herrührende Beobachtungen zu erörtern. Er sagt, im Kapital, dass das kaufmännische Kapital und das Wucherkapital unter den verschiedensten Regimes wachsen können. Wir können also darauf gefasst sein, es in der modernen Gesellschaft neben dem industriellen Kapital wiederzufinden, das erst in unserer Epoche eine hervorragende Bedeutung gewinnt, ohne aber die früheren Formen zu verdrängen. Marx hatte bemerkt, dass die Manufaktur nicht aufhört, die Hausarbeit die Ackerbauers zu zerstören und wieder aufzubauen, dass man in der Bekleidungsindustrie in London ein Durcheinander von Exploitationsarten findet, und dass diese alten, unter dem Einfluss der Grossindustrie veränderten, zersetzten und entstellten Produktionsweisen die Ungeheuerlichkeiten der Grossindustrie nachahmen und überbieten.

Marx nahm zwar an, dass die alten Exploitationsarten zu verschwinden bestimmt sind, dennoch existiren sie jetzt noch und erhalten sich durch innige Verbindung mit vorgeschritteneren Formen am Leben. Das Gesetz dieser Erhaltung ist auf allen Gebieten dasselbe: Die alten Formen erleiden bei der Berührung mit neuen Formen starke Veränderungen, aber sie bewahren eine eigene Rolle, deren wahrer Charakter in Intervallen häufig als Monstruosität zu Tage tritt.

Dieses Gesetz des Bestehenbleibens im Wesentlichen und der nur scheinbaren Veränderung ist von grosser Wichtigkeit für die Deutung historischer Erscheinungen.

Marx hat in dem „Elend der Philosophie“ den Charakter der Revolution, die den modernen Kapitalismus erzeugt hat, sehr gut klargestellt: Der Kaufmann und nicht der ehemalige Zunftmeister wurde Herr der modernen Werkstatt. Die Anhäufung und Konzentration der Werkzeuge und Arbeiter ging der Entwicklung der Arbeitstheilung im Innern der Werkstatt voran . . . Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts und am Anfang des siebzehnten kannte die holländische Manufaktur kaum die Theilung der Arbeit. So beschränkt sich der kaufmännische Kapitalist darauf, topographisch Arbeiter zu vereinigen, ohne in die Art des Arbeitens etwas Neues zu bringen. Früher stand er vollständig ausserhalb der Produktion, sogar in einem gewissen Gegensatze zu ihr; jetzt leitet er sie, aber er bleibt vor allem Kaufmann. Die Verketzung der Arbeiten erscheint noch nicht ideell als Plan der Kapitalisten; es giebt noch nicht, wie in der Grossindustrie, einen vollständig objektiven und unpersönlichen Produktionsorganismus, den der Arbeiter in der Werkstatt als materielle Bedingung seiner Arbeit vorfindet.

Je mehr sich der moderne Kapitalismus entwickelt, desto mehr nehmen die Werkzeuge und die Rohstoffe das Geld des Unternehmers in Anspruch. Er wird wirklich Herr der Fabrik, statt blos Verkäufer der Produkte zu sein, die mit den von ihm gekauften Werkzeugen fabrizirt sind, den Werkzeugen, die noch die alten, für die kleine Handwerkerarbeit geschaffenen Formen behalten haben.

Die Produktionsmittel werden jetzt von der Grossindustrie hergestellt, das Kapital hat in gewissem Sinne die Fabrik formirt; zu gleicher Zeit ist es von ihr aufgesaugt worden.

Das Kaufmannskapital bleibt aber dennoch bestehen und bemüht sich aus den neuen Bedingungen Nutzen zu ziehen, um seinen Gewinn zu vermehren und durch die ausserordentliche Vielseitigkeit seiner Operationen die gewohnten hohen Einkünfte wiederzufinden. Jederzeit hat die Spekulation sich bemüht, durch Monopole künstliche Preissteigerungen zu erzielen: Die moderne Aera hat mit den schönen Zeiten der Regierungs-

monopole begonnen. Die Amerikaner, bei denen die kapitalistische Entwicklung noch nicht sehr vorgeschritten ist, verstehen die Industrie nur in der alten Form: Kartelle der Fabrikanten, beträchtliche Schutzzölle und Zermalmen jeder Konkurrenz mit Beihilfe der Behörden. Die grossen Trusts, welche so vielen guten Leuten in Europa als das letzte Wort der kapitalistischen Entwicklung erscheinen, reproduzieren ganz einfach alte Formen.

Wie ich vorher sagte, ist das Kaufmannskapital nur gezwungen, bei Berührung mit den neuen Industrieformen sein Verfahren zu ändern. Selten kann es allein operieren und die von den Spekulanten ohne Bethheiligung der Fabrikanten gebildeten Ringe haben sehr selten Erfolg. Um zum Ziele zu gelangen, muss das Kaufmannskapital zum grossen Theile über die Produktionsmittel verfügen und die Hand in den Fabriken haben. Das findet in Amerika statt, und weil es die an der Spitze der grossen Unternehmungen stehenden Leute sind, die sich vereinigen, erkennt man nicht so klar, wie früher, den wahren Charakter dieser Operationen. Deshalb hält man sie für eine Ausdehnung des industriellen Kapitalismus, während sie nur die grosse Bedeutung beweisen, welche der kaufmännische Kapitalismus in einem relativ zurückgebliebenem Lande bewahrt hat.

Prof. Pareto⁵⁾ weist darauf hin, dass in England die Trusts selten sind und fast nie Erfolge haben, obgleich es keine Gesetze giebt, um sie zu unterdrücken. Er schreibt diese Thatsache dem Freihandel und der Rechtschaffenheit der Regierung zu. Mir scheint, dass man auch die aussergewöhnliche Entwicklung des Kapitalismus in diesem Lande in Betracht ziehen muss.

Die kaufmännische Spekulation besteht nach wie vor, aber sie hat ihre alten Tendenzen verloren, sie ist untergeordnet, statt zu führen. Der Kapitalismus ist vor allem industriell geworden und sucht seinen Profit, wie Marx richtig beobachtet hat, in der fortwährenden Veränderung der Arbeitsmittel, sucht ihn in den Mitteln, Extra-Mehrwert herauszuziehen. Er ist so mehr und mehr zur Spekulation mit der Art und Weise der Produktion geworden, während er in den weniger entwickelten Ländern mit den Produkten spekulirt; er ist wirklich in erster Linie industriell geworden, während er früher hauptsächlich kaufmännischer Natur war.⁶⁾

Das ist meiner Meinung nach die wahre Natur der kapitalistischen Entwicklung nach den Ideen Marx'. Diese Entwicklung ist um so vorgeschrittener, je mehr das Kapital in der Fabrik aufgegangen ist.

Der Sozialismus in Polen.

Von

Dr. Rosa Luxemburg.

(Weggis.)

So verschieden die sozialen und politischen Verhältnisse der drei polnischen Landestheile, so verschieden auch die Geschichte und Physiognomie der sozialistischen Bewegung in jedem derselben. Trotz des völligen Mangels an politischen Vorbedingungen für einen offenen und

⁵⁾ Cours d'économie politique professé à l'Univers. de Lausanne, tome II, p. 270.

⁶⁾ Marx sagt im Kapital, dass für die Geschichte der Oekonomie die Produktionsweise wichtiger ist als das fabrizirte Produkt. Dieser Satz hat zu sehr verschiedenen Auslegungen Veranlassung gegeben. Einige, wie Professor Loria, haben die Wirthschaftsgeschichte auf die Geschichte der Produktionsmittel reduzieren wollen. (B. Crole: La théorie historique de M. Loria. Devenir Social 1896 p. 895.) Es ist klar, dass die Technik noch nie eine solche Rolle gespielt hat, als sie seit einem Jahrhundert spielt (was Marx mehrmals hervorhebt), und diese Rolle ist um so grösser, je mehr der Handel vor der Industrie zurücktritt, und je mehr das Kapital von der Fabrik aufgesaugt ist. Die Technik ist das Prinzip aller neueren ökonomischen Revolutionen gewesen.

kräftigen Klassenkampf bietet gerade der Sozialismus in Russisch-Polen das meiste Interesse, als die in ihrer Entwicklung selbständigste und eigenartigste polnische Arbeiterbewegung. Denn während in Preussisch-Polen und Galizien dem polnischen Proletariat nur übrig blieb, die theoretischen und praktischen Ergebnisse der Entwicklung der deutschen resp. österreichischen Arbeiterbewegung sich anzueignen, mussten sich die Sozialisten in Kongress-Polen durch eigene Erfahrung zu einer klaren sozialdemokratischen Auffassung durcharbeiten, wobei sie der russischen Arbeiterbewegung eher als Vorbild dienten, denn von ihr Kampfswaffen entlehnten.

Der sozialistische Gedanke in Russisch-Polen hat in drei verschiedenen Formen seinen Ausdruck gefunden: als Blanquismus, Sozialdemokratie, Sozialpatriotismus. — Die erste Richtung bildete sich allmählich aus der sozialistischen Gährung, die bereits 1877 unter der akademischen Jugend in Warschau begonnen hatte und trat 1882 als die „sozialrevolutionäre Partei Proletariat“ auf die politische Bühne. Dies war die erste bedeutende sozialistische Organisation, die jahrelang die Bewegung in Polen leitete. Ihre Physiognomie wurde von zwei verschiedenen Momenten bestimmt: einerseits von dem Einfluss der ruhmreichen russischen terroristischen Partei „Narodnaja Wolja“ und andererseits von dem der westeuropäischen Arbeiterbewegung. Von dieser haben die polnischen Sozialisten der 80er Jahre den allgemeinen Theil des kommunistischen Manifestes acceptirt, wenn sie es auch nur einseitig auffassten. Der Gegensatz der materiellen Interessen des Proletariats und der Bourgeoisie, die kapitalistische Ordnung als die objektive Voraussetzung einer sozialistischen Umwälzung und die historische Mission der Arbeiterklasse, jene Umwälzung zu vollziehen, wurden zum Parteidogma. Dies genügte, um der Bewegung einen ausgesprochen sozialistischen und zwar einen scharfen, kantigen Klassencharakter zu verleihen. Hier liegt der Unterschied zwischen der polnischen Partei Proletariat und ihrer Bundesgenossin, der russischen Narodnaja Wolja, die ihr sozialistisches Zukunftsideal auf das besitzende Bauernthum stützte und das urwüchsige bäuerliche Gemeineigenthum zum Ausgangspunkt der neuen sozialen Ordnung in Russland machen zu können glaubte.

Die allgemeine Auffassung von den ökonomischen Tendenzen des Kapitalismus reichte jedoch nicht aus, um eine Marschroute für die Partei abzugeben, es galt noch die aktive Rolle der Arbeiterklasse in der politischen Entwicklung der kapitalistischen Ordnung zu begreifen. Aber gerade in dieser Beziehung stand die Partei nicht auf dem Boden der westeuropäischen Bewegung, sondern auf demjenigen der Narodnaja Wolja, die in dem Handstreich einer kleinen revolutionären Minderheit das Mittel sah, sich der Staatsmaschine zu bemächtigen und, gestützt auf das Volk, die soziale Revolution ins Werk zu setzen, den Terrorismus aber als das Hauptmittel betrachtete, den Handstreich vorzubereiten. Auch die Partei Proletariat fasste als ihre unmittelbare Aufgabe nicht etwa die Erringung konstitutioneller Freiheiten von dem Zarismus auf — im Gegentheil, den „bürgerlichen“ Verfassungsliberalismus verhöhnte sie als eine Halbheit — sondern die Diktatur der Arbeiterklasse, und arbeitete unter dem absoluten Regime direkt auf die soziale Revolution hin. Zwar zählte das geschriebene

Programm der Partei pflichtgetreu alle demokratischen Forderungen auf, dieselben sollten aber nicht als Richtschnur für die Arbeiterklasse in ihrem täglichen Kampfe, sondern vielmehr als Uebergangsmassnahmen der künftigen Revolutionsregierung dienen. Demgemäss gingen die Sozialisten darauf aus, „nicht die oppositionelle, sondern die herrschende Partei der Zukunft“ heranzubilden.

Die polnische sozialrevolutionäre Partei Proletariat, das war also die westeuropäische Sozialdemokratie ohne das politische Programm und zugleich die russische Narodnaja Wolja ohne die Theorie von der Bauerngemeinde, das war die Theorie von dem blanquistischen Handstreich aufgefropft auf die Marx'sche Lehre vom Klassenkampf. — Daraus erklärt sich die ganze praktische Thätigkeit des Proletariat.

Der Mangel an einem unmittelbaren politischen und sozialpolitischen Programm machte es der Partei unmöglich, die Arbeitermassen, das Proletariat als Klasse in den Kampf hineinzuziehen. Das Verschwörerthum war nie für Massen geschaffen, es legte immer die Aktion im Namen der Massen in die Hände einer Handvoll ihrer revolutionären Anwälte. Trat die Masse aus eigenem Antrieb auf die Bühne, so vermochte ihr die Partei nichts Praktischeres und Handgreiflicheres zu bieten, als das eigene enge Sektendogma: die Vertröstung auf die „soziale Revolution“. Den gewerkschaftlichen Kampf verwarf sie als nutzlos und schrieb den Streiks eine revolutionäre Bedeutung nur dann zu, wenn es gelingen sollte, ihnen einen blutigen Ausgang zu geben. Angesichts dessen musste die Bewegung einen sektirerischen Charakter annehmen und sich in die engen Schranken der Geheimzirkel fügen, in denen die allgemeinen sozialistischen Prinzipien und der Terrorismus gepredigt wurden.

Andererseits aber ist die blanquistische Taktik nur auf das jeweilige Zentrum der Staatsmaschine berechnet. Ein Staatsstreich in Krähwinkel wird — wie auch Guy de Maupassant in seinem „Coup d'Etat“ geistreich gezeigt — zur Farce. Freilich ist es zum Staatsstreich in Russland nicht gekommen. Aber auch der Terrorismus der Narodnaja Wolja, der die Staatsmaschine zu desorganisiren hatte, war eigentlich anwendbar nur da, wo die Fäden der Staatsregierung zusammenlaufen — in der Hauptstadt, in Petersburg. Daher ist es in Polen, obgleich das Proletariat mit der Narodnaja Wolja 1889 ein förmliches Aktionsbündniss geschlossen hatte, anstatt des Terrorismus — abgesehen von einem Fall der Selbstvertheidigung, wo die Partei zwei Verräther tödten liess — nur bei der Predigt des Terrorismus und bei dem äusseren organisatorischen Kram des Verschwörerthums — den „Comités“, „Agenten ersten und zweiten Grades“ etc. geblieben.

Wir überlassen es jedoch, um mit Engels zu sprechen, den politischen Kleinkrämern, an diesen „lächerlichen Phantastereien“ der Gründer des polnischen Sozialismus herumzuklauben und sich über die eigene nüchterne Denkweise zu freuen. Thatsächlich hat sich die Partei Proletariat enorme Verdienste um die Sache der polnischen Arbeiterklasse erworben. Sie war es, die zuerst mit der ganzen Rücksichtslosigkeit und Schroffheit einer Sekte den Interessengegensatz der Arbeiterklasse zur bürgerlichen Gesellschaft in Polen proklamirt, den politischen Kampf, wenn auch unklar über dessen positive Ziele, kräftig eingeleitet, die Arbeiter-

schaft durch eine Masse von Flugblättern, Broschüren, sozialistischen Zeitschriften aufgerüttelt und durch ihr in geheimer Druckerei in Warschau 1883 und 1884 hergestelltes Organ, ebenso wie durch den grossen Sozialistenprozess 1885 dem bürgerlichen Polen und der Zarenregierung einen gehörigen Schreck vor dem rothen Gespenst eingejagt hat.

Das dauerndste Verdienst des Proletariat gegenüber der polnischen Arbeiterklasse war aber seine klare Stellungnahme zum Nationalismus. Es ist kein Zufall, dass die nationale Frage der erste Gegenstand war, mit dem sich die polnischen Sozialisten befasst haben. Der polnische Arbeiter kann nicht in den politischen Kampf treten, der Regierung gegenüber irgendwelche Stellung einnehmen, ohne sich eo ipso — da die Regierung eine fremde ist — auch in dieses oder jenes Verhältniss zu der Thatsache der Fremdherrschaft zu setzen. Für die Sozialisten galt es ausserdem, sich noch mit den in der politischen Gesellschaft spukenden nationalen Ueberlieferungen auseinanderzusetzen. Die Gründer der Partei Proletariat haben denn auch, noch bevor sie sich eine Parteiorganisation gegeben hatten, zwischen der Arbeiterbewegung und dem Nationalismus das Tischtuch zerschnitten. „Die klare oder verschleierte Aufstellung eines solchen Programms (der Wiederherstellung Polens) für alle drei Theile Polens, sowohl wie für jeden einzelnen derselben“ schreibt 1881 Warynski, der nachmalige Gründer und das geistige Haupt des Proletariat, „ist schädlich angesichts der Aufgaben, denen die Sozialisten in ihrer Thätigkeit Rechnung tragen müssen. Die unmittelbaren politischen Programme, die von den Sozialisten für den täglichen Kampf mit dem Kapital aufgestellt werden, haben zum Zweck nicht die „nationale Wiedergeburt“, sondern die Erweiterung der politischen Rechte des Proletariats, die Ermöglichung einer Massenorganisation zum Kampfe mit der Bourgeoisie, als einer politischen und sozialen Klasse.“ Damit wurde zwar die polnische Frage theoretisch noch nicht gelöst, aber das praktische Verhalten der Sozialisten ihr gegenüber mit aller erwünschten Deutlichkeit formulirt.

Die in den letzten zitierten Zeilen durchblickende sozialdemokratische Auffassung Warynski's vom politischen Kampfe ist charakteristisch für ihn, den feinsten Kopf, den die polnische sozialistische Bewegung aufzuweisen hat. In der Partei Proletariat ist diese Auffassung leider nicht mehr zur Geltung gekommen und die Bewegung schiffte — wie gesagt — mit vollen Segeln ins blanquistische Fahrwasser. Jedoch den Nationalismus bekämpfte das Proletariat mit allen Mitteln und betrachtete stets die nationalen Bestrebungen als solche, die die Arbeiterklasse nur von ihren eigentlichen Zielen abwenden können.

1883 und 1884 wurde die Partei ihrer besten Kräfte durch Verhaftungen beraubt. 1885 fand der bekannte Sozialistenprozess vor dem Kriegsgericht in Warschau statt, wobei 21 Mitglieder des Proletariat zu Zwangsarbeit von 6 bis 20 Jahren verurtheilt wurden und vier — Kunicki, Bardowski, Ossowski und Pietrusinski — zum Tod am Galgen, den sie auch mit Heldenmuth erlitten. Die Seele der Bewegung, Warynski, dem 16 Jahre Zwangsarbeit bevorstanden, wurde in der Festung Schlüsselburg eingekerkert, wo er auch ausgelitten hat. Nach dem Prozess von 1885 bleibt von der Bewegung nur noch ein Schatten; ihre Ueberbleibsel

treten seit 1889 allmählich auf sozialdemokratischen Boden, während die ins Ausland geflüchteten ehemaligen Mitglieder des Proletariat sich 1893 zum Sozialnationalismus bekehren. —

Solange die sozialistische Agitation nicht über kleine geheime Zirkel hinausging, kann eigentlich von einer Arbeiterbewegung in Polen nicht die Rede sein, und es wäre ein müßiges Unterfangen, nach tiefliegenden sozialen Ursachen als Erklärung dieser oder jener der damaligen sozialistischen Ideen zu suchen. Im Jahre 1888 beginnt aber ein Rückschlag in den Begriffen der Sozialisten und zwar bewirkt durch einen kräftigen Anstoss der spontan aufgekommene Bewegung der Arbeitermassen. Gerade als nach dem Rückgang des gewaltigen Kampfes der Narodnaja Wolja mit dem Zarismus auch die terroristische Propaganda des Proletariat und seine Hoffnungen auf die unmittelbar bevorstehende soziale Revolution in Misskredit kamen, in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, erfasste den polnischen Kapitalismus, nachdem er sich an 80- und 100prozentigen Dividenden berauscht, der erste Katzenjammer; er schrumpft für einige Zeit zusammen und wirft eine Masse „überflüssiger“ Arbeiter aufs nackte Pflaster des Elends. Die ausgestossene Arbeitskraft kam aber wie Banko's Geist zurück — als Gespenst des Klassenkampfes. Wir meinen diesmal nicht die geheime Agitation der Sozialisten, sondern den elementaren in dem hellen Sonnenlicht der Oeffentlichkeit entbrannten gewerkschaftlichen Arbeiterkampf. 1885, als das erste Grollen des nahenden Gewitters — die Arbeitslosendemonstration in Warschau, dann eine Reihe unvorbereiteter Streiks in den Jahren 1887 und 1888. Die Sozialisten sind mit der Nase darauf gestossen worden, dass der Satz „die Emanzipation der Arbeiter muss das Werk der Arbeiterklasse selbst sein“ — ein Satz, den sie blos mit Hinblick auf den Moment der sozialen Revolution im Munde führten, noch eine ganz andere Bedeutung hat, dass nämlich nur die Bethätigung der Arbeiterklasse selbst im täglichen Kampfe um nahe liegende Interessen sie zur Erfüllung ihrer Rolle in dem Moment der endgiltigen Befreiung erziehen kann. Jetzt wurde mit der Theorie der im Namen des Volkes handelnden Verschwörer gebrochen, es war die Zeit gekommen, wo „die Personen sprachen und der Chor handelte“. Eine neue Generation von Sozialisten stellte sich an die Spitze des gewerkschaftlichen Kampfes, um an der Hand der materiellen Bedürfnisse der Masse und ihrer alltäglichen Zusammenstöße mit der Uebermacht des Kapitals das arbeitende Volk über seine Klasseninteressen aufzuklären.

Den Anfang machte eine kleine Gruppe von sozialistischen Arbeitern, die 1889 auf die glückliche Idee verfiel, den Kämpfenden zur Hilfe zu kommen durch die Organisirung einer allgemeinen Streikkasse. Diese verwandelte sich bald in den Mittelpunkt der gewerkschaftlichen Bewegung und legte den Sozialisten die Führerschaft der Masse in die Hände. An die Spitze des Kampfes gestellt, mussten sie ihm praktische und handgreifliche Ziele stecken, und eins der ersten Ergebnisse war die Erkenntniss, dass das absolute Regime dem Klassenkampfe ungeheure Schwierigkeiten in den Weg lege, dass man nicht direkt auf die soziale Revolution abzielen könne, sondern vor Allem eine politische Verfassung erkämpfen müsse. Aufbesserung der materiellen Lage, Arbeiterschutz und

politische Freiheiten werden zum ersten Mal in Polen zur Losung. Die Entstehung einer neuen Partei auf sozialdemokratischer Grundlage war das Werk eines Jahres. 1890 zählt der „Bund Polnischer Arbeiter“, so hiess die Sozialdemokratie bis 1893, schon Tausende von Anhängern in Warschau, Lodz, Zyrardow. Die Partei kommt durch den gewerkschaftlichen Kampf in Berührung mit immer breiteren Massen und benutzt dies zur Organisirung von geheimen Bildungs-, Propaganda- und Agitationszirkeln. Ein neuer Aufschwung der polnischen Industrie seit 1887 sichert dem Arbeiterkampf eine Reihe gewerkschaftlicher Siege und bewirkt ein Anschwellen der Sozialdemokratie. Nach Warschau wird noch in Lodz eine Streikkasse angelegt. Des Landes bemächtigt sich ein förmliches Streikfieber, und bei der allgemeinen Aufregung der Arbeiterschaft wird in einem Jahr an sozialistischer Agitationsarbeit mehr geleistet als in den acht Jahren der isolirten Zirkelpropaganda des Proletariat. Die Jahre 1889—1892 sind ein wahrer Frühling des proletarischen Kampfes in Polen, ein Treiben und Sprossen des Klassenbewusstseins; die Aufregung erreicht im Mai 1892 in dem allgemeinen Streik von 80000 Arbeitern in Lodz ihren Höhepunkt.

Was aber am meisten das polnische Proletariat aufgerüttelt, das war die Maifeier. Zum ersten Mal wurde für die Massen ein Mittel gefunden, sich auch unter dem absoluten Regime und zwar in friedlicher Weise politisch zu bethätigen. Der sozialdemokratische Bund wusste dies vortrefflich auszunutzen. 1890 feierten durch Arbeitsniederlegung ca. 10 000 Arbeiter, 1891 25—30 000, 1892 in Lodz allein 80 000. (Die Maifeier war das Signal zum allgemeinen Streik.) Jedesmal war neben dem Achtstundentag die Abschaffung des absoluten Regime, die politische Freiheit die Losung der Maiflugblätter.

So hat der Bund zum ersten Mal die Arbeiterklasse in den Kampf hineingezogen, ihr ein unmittelbares politisches Programm gegeben, die gewerkschaftliche Organisation geschaffen, eine politische Massenaktion durch die Maifeier hervorgerufen und so den Klassenkampf in Polen zur Wahrheit gemacht. Gründer des Bundes sind zwei schlichte Arbeiter, der Schlosser Jan Leder und der Setzer Wilkoszewski — beide bereits verstorben an der Proletarierkrankheit, mit der sie von der langen Einkerkerung bedacht wurden. — Ende 1891 beginnt nämlich die unvermeidliche Hetzjagd der Zarenregierung auf den Bund und dauert das ganze Jahr 1892 hindurch. Die Bewegung wird dadurch zeitweilig gelähmt, um aber nur nach einer kurzen Rast wieder auf dem Kampfplatz zu erscheinen. 1893 vereinigte sich der Bund mit den Resten des Proletariat, welches seit 1890 selbständig eine sozialdemokratische Thätigkeit entwickelte, eine eigene Streikkasse gründete und sich thatkräftig an der Maidemonstration theilte, zu einer Partei.¹⁾ Dieselbe nahm nach einer kurzen Periode innerer Reibungen, die durch nationalistische Elemente hervorgerufen waren,

¹⁾ L. Winiarski (in der „Neuen Zeit“ Jahrg. X. Bd. I. „Der Sozialismus in Russisch-Polen“) scheint bei seiner Charakteristik des Proletariat nur diese letzte Periode der Thätigkeit desselben im Auge gehabt und von diesem Standpunkte das Ganze beurtheilt zu haben. Dies ist aber insofern unzutreffend, als das Proletariat der 90er Jahre seinem ehemaligen Programm bereits gänzlich entwachsen war.

welche es aus der Partei zu entfernen galt, im Juli 1893 den Namen „Sozialdemokratie Russisch-Polens“ an. Die Bewegung machte wieder einen Schritt vorwärts.

Der Bund Polnischer Arbeiter hatte in vier Jahren die Praxis des sozialdemokratischen Kampfes geschaffen, der Sozialdemokratie Russisch-Polens stand es bevor, die prinzipielle und theoretische Seite auszubilden. Dazu diente ihr die Parteiliteratur und der am 10. und 11. März 1894 zum ersten Mal in Warschau abgehaltene geheime Parteitag, auf dem eine gründliche Diskussion über die Programmfragen vorgenommen wurde.

Das politische Programm und die nationale Frage, das sind die Hauptpunkte, um die es sich für die beiden Richtungen handelte. Beide verhalten sich zur nationalen Frage ablehnend, beide verfolgen die Wiederherstellung Polens als Programm für die Arbeiterklasse. Der Unterschied ist jedoch ein gewaltiger. Das Proletariat betrachtete den nationalen Kampf einfach als überflüssig in Erwartung der allgemeinen Befreiung durch die „soziale Revolution.“ Die polnischen Utopisten sagten wie der deutsche Utopist, der „wahre“ Karl Grün: „Wozu die Beschränkung, wenn man die Fülle haben kann? Eine menschliche Freiheit wird es geben, keine polnische mehr.“²⁾ Die Sozialdemokratie suchte die Lösung der polnischen Frage nicht in ihren eigenen Begriffen von dem kommenden tausendjährigen Reich, nicht in ihrem Kopfe, sondern in den sozialen Verhältnissen Polens selbst. Sie entdeckte, dass die polnische Frage von der kapitalistischen Entwicklung Polens bereits gelöst und zwar in negativem Sinne gelöst wurde, indem Polen durch die kapitalistischen Produktions- und Austauschverhältnisse an Russland festgebunden, und seine herrschenden Klassen, für die die Zugehörigkeit zu Russland eine Lebensbedingung darstellt, zu festen Stützen der Fremdherrschaft in Polen geworden sind. Das Bestreben, Polen durch die Kräfte des Proletariats als einen Klassenstaat wiederherzustellen, erweist sich daher nicht als überflüssig, sondern als undurchführbar, als utopisch.

Aus dem nämlichen Prozess leitete die Sozialdemokratie auch das positive politische Programm der polnischen Arbeiterklasse ab. Dieselbe kapitalistische Entwicklung, welche die ökonomische Verschmelzung Polens mit Russland erzeugt, hat auf der anderen Seite die stufenweise Untergrabung des absoluten russischen Regime zur Folge. Und eben, wie es für die Arbeiterklasse unmöglich ist, die nationale Befreiung Polens gegen den Strom der kapitalistischen Entwicklung zu bewirken, ebenso ist es ihre direkte Klassenaufgabe, sich mit der russischen Arbeiterschaft zu vereinigen, um vor Allem die konstitutionelle Freiheit im russischen Reiche mit autonomen Freiheiten für Polen zu erkämpfen.

Der Bund Polnischer Arbeiter hatte von Anfang an die politische Freiheit als Programmforderung aufgestellt und dadurch den Nationalismus einfach verworfen; die Sozialdemokratie Russisch-Polens gab nun die wissenschaftliche Begründung dieses Programms, ebenso wie die Verwertung des nationalistischen, und zwar auf Grund einer und derselben Analyse der sozialen Entwicklung Polens. Was daneben die Sozial-

²⁾ Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien. 1845. S. 72.

demokratie Russisch-Polens von dem Bund auszeichnet, ist auch die scharfe Betonung des politischen Kampfes, während der Bund zum ersten Mal an eine ganz unvorbereitete Masse herantretend, nothgedrungen hauptsächlich die ökonomische Seite hervorheben musste. Der gewerkschaftliche Kampf wurde jedoch von der Sozialdemokratie nicht nur nicht vernachlässigt, sondern erhielt sogar 1894 in den regelrechten Fachvereinen eine viel festere Organisation, als es bei dem Bund mit seinen zwei allgemeinen Streikkassen und Ansätzen zu Fachorganisationen der Fall war. Auch hat man seit 1893 auf die sozialistische Agitation viel mehr Nachdruck gelegt, wodurch der prinzipielle Charakter der Parteithätigkeit deutlicher ausgeprägt wurde. Nie trug auch die Maifeier ein so bewusst sozialistisches Gepräge, wie 1894, wo 15 000 Arbeiter die Arbeit niederlegten. — Seit Ende 1894 begann eine wüthende Verfolgung der Sozialdemokratie seitens der Zarenregierung. Ueber 200 Personen wurden verhaftet und in eine unendliche Untersuchung verwickelt. Erst vor einigen Monaten sind die Urtheile für sie aus Pétersburg eingetroffen. Viele gingen nach Ost- und Westsibirien, Manche zu 5 Jahren Verbannung, manch' Andere haben ihr Urtheil garnicht abgewartet und sind direkt aus dem Gefängniss ins bessere Jenseits gewandert. Der Kerker und der frühzeitige Tod gehören aber bei dem polnischen Sozialisten bereits zum Handwerk. Die Bewegung erlahmte wieder für längere Zeit, wie dies regelmässig nach 2—3 Jahren reger Thätigkeit der Fall ist. Unter dem absoluten Regime bringt aber dieselbe Regelmässigkeit zum Glück nach jeder Ebbe auch wieder die Fluth. In einigen Schichten verglimmt die Bewegung scheinbar, in anderen wird sie von Neuem entfacht. Das Ergebniss der letzten anderthalb Jahre ist eine ganz selbständig aufgekommene sozialdemokratische Bewegung unter dem jüdischen Proletariat Warschaus, und in Litthauen hat sich ebenfalls ganz selbständig eine „Litthauische Sozialdemokratie“ ausgebildet, die in litthauischer und polnischer Sprache agitirt, eine Reihe Gewerkschaften organisirt hat und ein eigenes hektographirtes Parteiblatt herausgiebt. —

Die dritte Richtung des polnischen sozialistischen Gedankens, der „Sozialpatriotismus“ ist jüngsten Datums: er trat auf im Jahre 1893 als die „Polnische sozialistische Partei.“ Freilich tauchten, wie erwähnt, schon in den 80er Jahren sozialnationalistische Programme auf, die von Warynski und seinen Nachfolgern kritisch vernichtet wurden. Jedoch erst 1893 wird der Versuch gemacht, die Wiederherstellung Polens als ein spezielles Klasseninteresse der Arbeiter darzustellen, und zwar durch den phantastischen Calcul, dass eine eventuelle Verfassung eines eventuellen unabhängigen Polens demokratischer und deshalb auch für die Arbeiterklasse nützlicher sein würde, als, angesichts der sozialen Rückständigkeit Russlands, eine eventuelle russische Verfassung. Ich fühle mich als Gegner dieser Richtung nicht berufen, hier über ihre Thätigkeit und die praktischen Erfolge, die sie mit der obigen Argumentation in Polen erzielt hat, zu berichten; ich beschränke mich deshalb auf eine kurze Charakteristik des Verhältnisses der Sozialdemokratie zu derselben.

An sich hätte es die Sozialdemokratie nicht nöthig gehabt, besonders auf die kindische Zumuthung einzugehen, das polnische Proletariat solle

auf eigene Faust mit den drei polnischen Bourgeoisien und den drei Annexionsregierungen fertig werden und, in seiner Bestrebung alle Klassenstaaten aufzuheben, vor Allem selbst einen neuen Klassenstaat errichten. Da der geschichtliche Prozess die logische Entwicklung seiner eigenen Widersprüche und nicht der Widersprüche dieses oder jenes Programms darstellt, so könnte man es ruhig der Geschichte überlassen, mit der neuesten nationalistischen Utopie abzurechnen. Dieselbe hat aber sehr ernste Folgen in der Praxis. Das ganze Minimalprogramm des Sozialpatriotismus, — sowohl die politischen Forderungen, wie die des Arbeiterschutzes —, bezieht sich auf den erst zu errichtenden polnischen Staat; die Aufstellung demokratischer Forderungen an das zarische Russland verwirft es prinzipiell. Es war deshalb nothwendig, dieses Programm auch ernst zu analysiren und den sozialen Kern, der in den Bestrebungen der Sozialnationalisten steckt, von dem sie aber selbst keine Ahnung haben, aufzudecken.

Nachdem die kapitalistische Entwicklung Polen an Russland immer mehr gefesselt und die ehemaligen Verfechter der nationalen Freiheit, den Adel und die katholische Geistlichkeit, zusammen mit der Bourgeoisie zu einem Bollwerk der Fremdherrschaft gemacht hat, kann der Nationalismus nur noch betrachtet werden als der ideologische Ausdruck der Unzufriedenheit derjenigen Schicht in Polen, welche von dem kapitalistischen Prozess vernichtet wird — des untergehenden Theiles des Kleinbürgerthums. Ihrem sozialen Charakter nach sind demgemäss auch die Bestrebungen der Sozialpatrioten nichts anderes als ein unbewusster Abklatsch des kleinbürgerlichen Utopismus. Aeusserlich hat er sich die sozialdemokratische Terminologie angeeignet, schwört auf Marx und Engels, spricht von Klasseninteressen, von Klassenkampf, von kapitalistischer Entwicklung. Was aber unter diesem revolutionären Gewand hervorguckt, das ist der reaktionäre Pferdefuss des Kleinbürgerthums, die Opposition gegen die kapitalistische Entwicklung, das Interesse einer Schicht, welche selbst ohnmächtig ist, ihre Interessen unter eigenem Banner zu verfechten.

Praktisch erstrebt er demokratische Freiheiten im unabhängigen polnischen Staate. Da aber dieser Staat selbst nicht existirt, so reduziert sich die politische Praxis des Sozialpatriotismus auf die gänzliche Negation des politischen Kampfes in dem existirenden Staate, dem Polen angehört, auf die Verwerfung des Kampfes um konstitutionelle Freiheiten in dem absolutistischen Russland. Reaktionäre Utopie, wie das Programm seiner sozialen Grundlage und seiner Praxis nach ist, wird es mit jedem Tag von der revolutionären Wirklichkeit auf den Kopf geschlagen: Die immer stärkere soziale Differenzirung des Kleinbürgerthums in Polen und der in den letzten Jahren glänzend inaugurierte Kampf der Arbeiterklasse in Russland untergraben zugleich diejenige Schicht, der die nationalen Utopien in Polen entstammen und die Illusionen von der politischen Starrheit Russlands, denen sie ihre Hauptargumentation entnehmen. —

In Oesterreichisch-Polen beginnt eine sozialdemokratische Massenbewegung im Jahre 1890, seit der Maifeier, die in Galizien, wie in ganz Oesterreich, bis zur Erringung des Wahlrechts die wichtigste politische Kampfzucht war und alljährlich Zehntausende Arbeiter ins Fgld führt.

Auf die praktische Seite der galizischen Bewegung können wir hier, wo wir dem Leser hauptsächlich die Gedankenarbeit des polnischen Sozialismus vor die Augen führen wollen, nicht eingehen. Was aber das Programm und die Taktik der galizischen Sozialdemokratie betrifft, so steht sie auf gemeinsamem Boden mit der gesamt-österreichischen Partei, deren Theil sie gleich den Parteien anderer Nationalitäten Oesterreichs bildet. Sie hat eine Reihe stramm organisirter Gewerkschaften, besitzt mehrere Parteiorbane und weist überhaupt die stärkste polnische sozialistische Bewegung auf. Ihre Siege bei den letzten Wahlen zum Reichsrathe sind noch in frischer Erinnerung.

In Preussisch-Polen beginnt eine organisirte Bewegung gleichfalls im Jahre 1890 unter thätiger Mitwirkung der Deutschen Sozialdemokratie. Die Partei hat sich bald nach ihrer Entstehung auf den Boden des Erfurter Programms gestellt. Bei den Reichstagswahlen von 1893 hat sie 6295 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigt. Die polnische Sozialdemokratie hat hier unter den schwierigsten Verhältnissen zu wirken, denn einerseits legen ihr die rückständigen sozialen Verhältnisse der preussisch-polnischen Provinzen, andererseits ihre schneidige Polizeiwirthschaft ungeheure Hindernisse in den Weg.³⁾

Aus der Entstehungszeit des kommunistischen Manifestes.

Persönliche Erinnerungen.

Von

Friedrich Lessner.

(London).

Man muss auf die Vorgeschichte der kommunistischen Bewegung jener Zeit hinweisen, wenn man die Entstehung des kommunistischen Manifestes verständlich machen will. Thatsachen-Material ist in F. Engels: Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten, in der Ausgabe der Enthüllungen über den Kommunisten-Prozess zu Köln, von Marx, Hottingen-Zürich 1885, zu finden.

Wenn ich mich dazu entschlossen habe, am Spätabend meines Lebens meine Ansichten, meine Eindrücke und Erfahrungen aus jener Zeit den jüngeren

³⁾ Wir können nicht umhin, hier der anonym vom sozialnationalistischen Standpunkt geschriebenen „Geschichte der sozialistischen Bewegung in Polen“ (Handbuch des Sozialismus von Dr. C. Stegmann und Dr. C. Hugo) Erwähnung zu thun. Es werden darin — um das Verdienst des sozialdemokratischen Bundes Polnischer Arbeiter illusorisch zu machen — die ersten Versuche, eine gewerkschaftliche Bewegung in Russisch-Polen zu schaffen, in die vorhistorische Zeit des polnischen Sozialismus, wo es noch überhaupt keine Bewegung gab, versetzt. Um ferner das antinationalistische politische Programm des Bundes zu vertuschen, wird ihm jeder politische Charakter überhaupt abgesprochen. Die prinzipielle Gegnerschaft des alten Proletariat zum Nationalismus wird auf momentane Opportunitätsrücksichten reduziert und zu diesem Zwecke die ganze prinzipielle Physiognomie des Proletariat verwischt. Schliesslich lässt der Verfasser diese beiden antinationalistischen Parteien, das Proletariat und den Bund, sich zu einer sozialnationalistischen Partei vereinigen, wodurch die letztere glücklich als dasjenige freudige Ergebniss erscheint, worauf die 15 jährige Entwicklung des polnischen Sozialismus hingearbeitet hat. Kurz, die ganze Geschichte ist genau mit der Wahrheitsliebe geschrieben, mit der etwa Miquel die Geschichte des deutschen Sozialismus der 40er Jahre geschrieben hätte, wenn er dazu verdammt wäre, das heutige preussische Finanzministerium als direkte Fortsetzung des deutschen Kommunistenbundes darzustellen.

Parteigenossen mitzuthemen, so geschieht dies vorzüglich nur, um den jüngeren Genossen zu zeigen, welcher grosse Fortschritt seit jener Zeit gemacht worden ist, wenn es auch fünfzig Jahre gedauert hat, bis wir so weit gekommen sind. Da ich im Sommer 1847 Mitglied des damaligen Arbeiter-Bildungs-Vereins war, wurde ich auch sehr bald Mitglied des geheimen Bundes. Im September 1847, als F. Engels in London war und der Kongress der Kommunisten für November desselben Jahres festgesetzt wurde, hatte ich wie viele andere Bundes-Mitglieder zum ersten Male die Gelegenheit, Karl Marx, F. Engels, M. Wolff, Petereko, einen Belgier, und noch andere Delegirte zu sehen. Von Marx und Engels hatten wir damals schon manches Gute gehört und in der Deutsch-Brüssler Zeitung manchen bedeutenden Artikel gelesen. Ich darf mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass ich der einzige lebende Zeuge bin, der an den Kämpfen jener interessanten Zeit noch Theil genommen hat; ich war ja auch einer der Jüngsten. Dass meine Erinnerungen nach fünfzig Jahren lückenhaft ausfallen, wird man verstehen können, da alle meine Bücher, meine Schriften und eine Menge gesammeltes Material von der deutschen Polizei bei meiner Verhaftung am 18. Juni 1851 in Mainz weggenommen wurden und ich keine Zeile von Allen je wieder zurückerhalten habe.

Wie gross die Spannung und die Erwartung der Bundes-Mitglieder damals gewesen ist, ist kaum zu schildern und gewiss heute von den Parteigenossen kaum noch zu begreifen. Dass es sich um sehr Wichtiges handelte, war durch Marx und Engels' Anwesenheit sicher geworden; grosse Hoffnungen beseelten Alle, welche ein Interesse an der Arbeiterbewegung nahmen. Gewiss hat es damals nur Einzelne gegeben, welche die politischen, und noch weniger, welche die ökonomischen Verhältnisse wirklich verstanden haben; das lag in den Zeitverhältnissen begründet. Die Ansichten jener Zeit, ebenso wie die Litteratur, beruhten vorwiegend auf utopistischen Anschauungen, die überall eine grosse Rolle spielten. Da dieselben leicht zu verstehen waren und schön klangen und sich auf nahe liegende Hoffnungen stützten, fanden sie, besonders bei den Arbeitern, schnelle Aufnahme. Man begreift dies leicht, wenn man daran denkt, wie unentwickelt vor fünfzig Jahren die Produktionsverhältnisse noch waren. Und dann, wenn man jung und enthusiastisch ist, sieht Alles viel leichter aus als es in Wirklichkeit ist; die Schwierigkeiten werden erst herausgefunden, wenn man mit den Verhältnissen zu rechnen beginnt. Die Produktionsweise, welche wir heute sehen, hat innerhalb fünfzig Jahren eine riesenhafte Revolution durchgemacht, von der wir in jener Zeit keine Ahnung haben konnten.

Es mag auch nicht vergessen werden, dass im September 1847 eine kommunistische Zeitschrift von dem Verein herausgegeben wurde, welche jedoch nur die Probenummer erlebt hat. Schreiber dieser Zeilen hat noch ein Exemplar im Besitz.

Als das kommunistische Manifest einige Tage vor der Pariser Februar-Revolution in London in deutscher Sprache im Druck erschien, da glaubten die Meisten von uns, die Zeit der Freiheit und Gerechtigkeit sei für immer herangekommen. Mit welchen Hoffnungen wir erfüllt waren, mit welcher Begeisterung wir dann das Manifest aufnahmen, mit welchem Eifer wir es studierten, ist nicht zu beschreiben. Obgleich wir damals den gigantischen Inhalt noch nicht ganz verstehen konnten, fühlten wir doch, dass hier ein Meisterwerk vorlag. Zu dem Glauben an seine Bedeutung trug nicht nur bei, dass es von den beiden

grossen Vorkämpfern, Karl Marx und Friedrich Engels, geschrieben war, sondern auch, dass es wissenschaftlich so gründlich vorging und sich auf nahe liegende geschichtliche Thatsachen stützte; deshalb war es auch verständlicher als alle die vielen utopistischen Bücher und Schriften zusammen genommen. Dass dieses wichtige Aktenstück der Partei dennoch so lange ziemlich wenig bekannt wurde, lag an den damaligen politischen Verhältnissen. Es wurde zuerst von deutschen Bundes-Mitgliedern, welche von Paris nach Deutschland gingen, sowie von denjenigen, welche von London kamen, im Geheimen unter den Arbeitern verbreitet. Dies war der erste Versuch, Propaganda damit zu machen.

Dass dieses Manifest unter den in der damaligen Zeit herrschenden Verhältnissen von allen übrigen Parteien todtgeschwiegen wurde, können wir heute eigentlich besser begreifen als es uns in jener konfusen Zeit möglich war. Die Thatsache darf überhaupt nicht vergessen werden, dass Marx' Schriften ebenso wie die von Engels während der Contre-Revolution jener Zeit sehr wenig gekannt waren, und dass es viele Jahre gedauert hat, bis nur einige von ihnen verbreitet und bekannt wurden; ist doch erst nach Marx' Tode „Das Elend der Philosophie“, herausgegeben 1845, die Antwort auf Proudhon's „Philosophie des Elends“, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt worden, ebenso wie eine Menge seiner besten Schriften, von welchen sogar einige erst in der neuesten Zeit zum Abdruck gebracht wurden; ganz abgesehen von seinem Hauptwerke, dem „Kapital“.

Es ist hier nicht angebracht, weiter auf alle jene historischen Dokumente einzugehen; doch freue ich mich, noch erlebt zu haben, dass so Manches nun endlich ans Tageslicht gekommen ist und dass noch Vieles kommen wird. Marx' Arbeiten waren stets voll tiefen Wissens und zeugten von genauer Kenntniss der Verhältnisse, und wenn dieselben noch so alt sind, so ist dennoch viel daraus zu lernen.

Es ist gewiss eine Thatsache, dass, wenn Marx' Schriften und vorzüglich das Manifest zwanzig Jahre früher unter den Arbeitern Deutschlands bekannter gewesen wären, die späteren Reibereien unter ihnen nie stattgefunden hätten.

Wen die deutsche sozialdemokratische Partei so mächtig, so selbstbewusst, so ausdauernd geworden ist, so haben Marx' sowie Engels' Schriften wohl das Meiste dazu beigetragen. Und wenn das kommunistische Manifest erst nach beinahe einem viertel Jahrhundert bekannt und richtig verstanden wurde, so ist dies aus den noch unentwickelten Zeitverhältnissen zu erklären, und ich muss zugestehen, dass selbst Viele von uns, die wir das Manifest schon bei seinem ersten Erscheinen in die Hände bekamen und verbreiteten, zu jener Zeit nicht den vollen Werth desselben verstanden. Erst eine Reihe von Jahren und Erfahrungen und die grossen Veränderungen in den Produktionsverhältnissen haben den reichen Inhalt des Manifestes völlig verständlich und klar gemacht. Heute sind eben die Verhältnisse voll entwickelt, auf die das Manifest aufmerksam macht; und so oft man dieses merkwürdige Aktenstück der Partei durchliest, wird man sich von Neuem klar darüber. Ja, die Verfasser des Manifestes haben wohl selbst keine Ahnung davon gehabt, dass dieses Manifest in 25 Jahren so weltbekannt, in alle modernen Sprachen übersetzt und in einer so grossen Anzahl deutscher Ausgaben in verschiedenen Ländern erscheinen würde.

Ich selbst habe aus der Zeit nach meiner Entlassung aus der Festung Silberberg 1856 folgende Ausgaben im Besitz:

Einige Original-Ausgaben für Arbeiter in London, gedruckt in der Office der Bildungs-Gesellschaft von J. E. Burghard, 46 Liverpool-Street, Bishopsgate. Zweite Londoner Ausgabe, von dem Kommunisten-Verein in den 60er Jahren. Eine Ausgabe des Sozialpolitischen Arbeiter-Vereins, Chicago, Juli 1871. Leipziger Ausgabe 1872. Hottingen-Züricher Ausgabe 1883. Sozialdemokratische Bibliothek, Ausgabe 114. Kentish Jown-Read, N.W. London 1890. Berliner Ausgabe, Expedition des Vorwärts 1894. Englische Ausgabe, second edition, New-York 1883. Letzte und beste englische Ausgabe, durchgesehen und redigirt von Friedrich Engels, London 1888. Dann habe ich noch einige Ausgaben, herausgegeben von Anarchisten, die jedoch nicht vollständig sind; diese erschienen in den 70er Jahren.

Die Uebersetzungen aufzuzählen, ist mir unmöglich, da ich dieselben nicht alle habe. Engels hat jedoch in irgend einer seiner Schriften darauf hingewiesen.

Und dieses Manifest ist die Richtschnur der modernen internationalen Arbeiterbewegung in allen Ländern, wo Kapitalherrschaft waltet, geworden und das Klassenbewusstsein der Arbeiter und Arbeiterinnen geweckt hat.

Es ist mir kaum möglich, von dem kommunistischen Manifest zu sprechen oder zu schreiben, ohne dass ich mich gedrängt fühlte, gewisse Sätze zu zitiren, und ich kann nicht umhin, dies auch bei der gegenwärtigen Gelegenheit zu thun.

Man lese nur im Abschnitt I.: „Bourgeois und Proletarier“ auf Seite 7: „Aber mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in grössern Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst, und es fühlt sie mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus hervorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollision zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen damit, Koalition gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohns. Sie stiften selbst dauernde Assoziationen, um sich für gelegentliche Empörungen zu verproviantiren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten aus.“ — —

Oder auf Seite 9: „Alle bisherige Gesellschaft beruhte, wie wir gesehen haben, auf dem Gegensatz unterdrückender und unterdrückter Klassen. Um aber eine Klasse unterdrücken zu können, müssen ihre Bedingungen gesichert sein, innerhalb deren sie wenigstens ihre knechtische Existenz fristen kann. Der Leibeigene hat sich zum Mitglied der Kommune in der Leibeigenschaft herangearbeitet, wie der Kleinbürger zum Bourgeois unter dem Joch des feudalistischen Absolutismus. Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller, als Bevölkerung und Reichthum. Es tritt hiermit offen hervor, dass die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig zu herrschen,

weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muss, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d. h. ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft.“ — —

Es hat lange Zeit und viel Arbeit gekostet, die moderne Arbeiterbewegung auf den Standpunkt zu bringen, auf welchem wir sie heute sehen.

Damals stand noch das verzapfte Handwerker-Zunftwesen in voller Blüthe. Die Unterhaltungen der Gesellen in jener Zeit bewegten sich auf einem sehr tiefen Niveau; man erzählte sich, auf welchem Tanzboden man gewesen, mit welchem Mädchen man sich am Besten amüsirt habe, wie viel Gläser Bier man getrunken habe und zuletzt, dass man sich geprügelt habe; in diesen Renomistereien suchte der Eine den Anderen zu übertreffen. Ueber die politische Lage, in der man sich befand, über die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Religion herrschte in den Köpfen die grösste Konfusion; man schwatzte nach, was man vom Einen oder Anderen gehört, aber kaum verstanden hatte; selbst darüber nachzudenken fiel Keinem ein. Wie schwierig war unter solchen Verhältnissen die Aufklärung!

Nun, die Zeiten, Menschen und Verhältnisse, haben sich ungeheuer verändert. Was das kommunistische Manifest schon vor fünfzig Jahren vorausgesagt hat, ist vollkommen eingetroffen. Die Ausbeutung der Massen hat ihren Höhepunkt erreicht; alle denkbaren Mittel sind angewandt worden, um die Geldherrschaft der Bourgeoisie zu befestigen. Und doch ist sie dem Untergang geweiht; denn eben dieselben kapitalistischen Verhältnisse haben die sozialdemokratische Bewegung ins Leben gerufen und vorwärts getrieben und werden sie weiter vorwärts treiben, bis der Kapitalherrschaft ein Ende bereitet wird.

Blickt man die fünfzig Jahre zurück und sieht, wie sich zwei Männer, Marx und Engels, fanden, welche so verschiedener Natur waren und doch sich gegenseitig ergänzten, und den Weg zeigten, der heute von Millionen Arbeitern in allen kapitalistischen Ländern beschritten wird, dann kann man mit Hegel sagen: „Der Gedanke, der Begriff des Rechts, machte sich mit einem Mal geltend, und dagegen konnte die Reaktion keinen Widerstand leisten; so lange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herumkreisen, war dieses noch nicht gesehen worden, dass der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut.“

Und immer weiter werden sich die Verhältnisse in derselben Richtung zum Vortheile der sozialistischen Bewegung entwickeln müssen — es giebt keine Macht, die sie aufhalten könnte.

Dass der Sieg der neuen Verhältnisse über die alte untergehende kapitalistische Gesellschaft bald da sein muss, muss für Jeden klar sein, der Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat. Wie Voltaire können auch wir heute den jungen Leuten zurufen: Sie können sich glücklich schätzen, sie werden grosse Dinge erleben! —

Mag es mir zum Schluss hier vergönnt sein, der jungen Generation der deutschen Sozialdemokratie meine grosse Anerkennung auszusprechen für ihre zielbewusste, ernsthafte und ausdauernde Arbeit. Hätten doch Marx und Engels diese Entwicklung noch mit erlebt! Für die Ueberlebenden ist es die einzige und beste Belohnung für alle jene unzähligen Opfer und Mühen, die von ihnen in den fünfzig Jahren für die moderne Arbeiterbewegung gebracht worden sind.

Die Anarchistenhetze in Spanien.

Eine kleine Ergänzung zum „Sozialismus in Spanien“ des Prof. Miguel de Unamuno

Von

Gustav Landauer

(Friedrichshagen.)

Niemand, der die thatsächlichen Verhältnisse kennt, vermuthlich nicht einmal Pablo Iglesias, der auf den internationalen Kongressen der Sozialdemokratie die Nation Spanien zu vertreten pflegt, wird leugnen wollen, dass Spanien seit mehreren Jahrzehnten die stärkste und tiefstgehende anarchistische Bewegung in Europa hat. Sie hat in Spanien noch am ehesten den Charakter einer Klassenbewegung. Und wer meinen sollte, es handele sich bei den spanischen Anarchisten etwa um Deklassirte oder Lumpenproletariat, und nicht um eine Bewegung mit ernsthaften Prinzipien, der sehe sich das Kapitel über Spanien in M. Nettelau's jüngst erschienenen „Bibliographie de l'Anarchie“ an; er wird vielleicht mit Staunen bemerken, welche hervorragende Rolle die Spanier nicht nur in der Geschichte der anarchistischen Erhebungen und Rebellionen, sondern auch der anarchistischen Litteratur spielen. Bakunin ist der Vater des Anarchismus in Spanien, und der Bakunin'sche Kollektivismus ist auch heute noch — im Gegensatz zu den kommunistischen Anarchisten — der Standpunkt der meisten Anarchisten in Spanien. Freilich sind die spanischen Zustände und das spanische Temperament so beschaffen, dass es den Anarchisten dort weniger um die Zukunftsideen, als um die Zerstörung der spanischen Gegenwartsstaaten geht. Darin und in manchem Anderen sind sie den russischen Terroristen vergleichbar — wie denn auch russischer Absolutismus und spanischer Konstitutionalismus in manchen Stücken frappante Aehnlichkeit haben.

Die Nihilisten, deren Kampf gegen den Zarenstaat ganz Europa ein aufregendes Schauspiel geboten hat, lassen nicht mehr viel von sich hören; dafür hält uns der Guerillakrieg zwischen Staat und Staatsfeinden in Spanien in Athem. Wer es verstehen könnte, ohne Partei zu ergreifen, dieses Spiel und Gegenspiel zu beschauen, der müsste einen erlesenen ästhetischen Genuss haben: ein tragischer Dialog, in dem Grösse steckt, ist es, der da zwischen Flintensalven und Bomben, zwischen Mörder und Henker gesprochen wird. Zug um Zug und Schlag auf Schlag geht es — jetzt hat der Staat wieder einmal mit Angiolillo's Erwürgung das letzte Wort gehabt — wird er es behalten?

Cambios Nuevos — Montjuich — Santa Aghueda — ich glaube nicht, dass die Logik Schlussketten von schärferer und zwingenderer Art hat.

Am 7. Juni 1896 warf ein Unbekannter, ein auch heute noch Unbekannter, in die Frohnleichnamsprozession in Barcelona in der Strasse Cambios Nuevos eine Bombe. Es spricht sehr viel dafür, dass diese Bombe von Jemand geworfen wurde, der Fühlung mit Polizeikreisen hatte, zum Mindesten, dass die Polizei von der Absicht des Attentäters unterrichtet war. Wenn man weiss, wie skrupellos die Spanier, auch Canovas, in den Kolonien den Meuchelmord als politisches Aktionsmittel

angewandt haben, wird man das durchaus nicht unglaublich finden. Wahrscheinlich gemacht wird diese Meinung durch den letzten Brief, den der hingerichtete Ascheri, der in einem so komplizirten Verhältniss zur Polizei stand, dass sie glaubte, ihn, und er glaubte, sie zu benutzen, an Rochefort sandte (veröffentlicht im Intransigeant, übersetzt im Berliner „Sozialist“); ferner durch ein kleines Briefchen eines Anarchisten namens Jacinto Melich, das dieser aus dem Kerker herausschmuggelte (veröffentlicht im Berliner „Sozialist“). Andererseits behauptet der spanische Ingenieur Tarrida del Marmol (kein Anarchist, nur ein Freidenker und tapferer Mann) den Thäter zu kennen; er bezeichnet ihn als einen jungen, exzentrischen Anarchisten, der heute noch in Freiheit lebe und nichts mit den Hingerichteten und zu Zuchthaus Verurtheilten zu thun gehabt habe. Tarrida del Marmol hat das mit grösster Bestimmtheit behauptet und hat sich bereit erklärt, sein ganzes Material je einer unparteiischen Jury in Paris und London vorzulegen, vor der auch Herr Canovas erscheinen sollte, um sich zu rechtfertigen. Herr Canovas wird nun freilich nichts mehr mit der Sache zu thun haben, aber es sind ja noch andere da, Mitschuldige des Herrn Canovas. Sie möge man laden.

Wie dem nun auch sei, was nun folgt, ist sicher und durch Dutzende von unantastbaren Zeugnissen bewiesen:

Hunderte von Unschuldigen, die durchaus nicht alle Anarchisten waren, sind nach dem Prozeptionsattentat verhaftet worden; viele von ihnen sind in der erbärmlichsten Weise misshandelt worden; eine bestimmte Anzahl aber, darunter die folgenden: Nogues, Ascheri, Molas, Mas, Sunyé, Oller und Alsina, sind gefoltert worden, damit sie Geständnisse machten von Dingen, die ihnen völlig fremd waren.

Man hat sie Tage und Nächte lang gezwungen, in der Zelle hin und wieder zu springen, man hat sie zu diesem Zweck gepeitscht; man hat sie hungern und dürsten lassen; man hat sie mit glühendem Eisen gebrannt; man hat ihnen die Geschlechtstheile zerquetscht; man hat Einzelnen einen künstlich konstruirten Helm auf den Kopf gesetzt, der die Lippen auseinanderriss, die Zunge und Wangen zerfleischte! Cievva los ojos a la razon! (Ich verschliesse die Augen der Vernunft!) erklärte der Ankläger Navarro vor dem ersten Kriegsgericht. All diese Dinge sind hundertfältig bewiesen: durch erschütternde Briefe der Gefangenen und von Gefangenaufsehern; durch die Erzählungen der Offiziere, die die Vertheidigung der Angeklagten übernommen haben, und schliesslich auch durch die Körperverfassung Einzelner der Gefolterten, die jetzt zu den Freigesprochenen und Verbannten gehören. Eine ganze Litteratur ist über diese entsetzlichen Dinge entstanden; die Presse in allen Ländern hat sich damit beschäftigt; in Deutschland, Frankreich, England, in Nord- und Südamerika sind Broschüren und Flugblätter verbreitet worden; die Briefe der Gefolterten gingen von Hand zu Hand; unzählige Versammlungen wurden allenthalben abgehalten; es bildeten sich Protestkomitees; in London und Berlin wandte man sich an den spanischen Botschafter; im deutschen und englischen Parlament wurde die Regierung interpellirt. Canovas setzte eine Untersuchungs-Kommission ein; und diese Untersuchungs-Kommission hat nachgewiesenermaassen nichts anderes gethan,

als durch Drohungen und Versprechungen die Gefolterten zu der Erklärung zu veranlassen gesucht, sie seien nicht gefoltert worden. Es kann wohl sein, dass sie auch gefoltert worden sind, damit sie erklärten, sie seien nicht gefoltert worden.

Tausender Augen blickten nach Spanien, man glaubte nicht, dass man dort das Aeusserste wage. Herr Canovas und die Seinen aber haben es gewagt: Am 4. Mai d. J. wurden fünf Männer, deren Unschuld über allen Zweifel erhaben ist, fünf Gefolterte, hingerichtet: Ascheri, Nogues, Molas, Mas, Alsina. Von Mas behaupten Alle, die in den letzten Monaten mit ihm zu thun gehabt haben, er sei im Gefängniss zu Montjuich wahnsinnig geworden.

Andere wurden zu langen Jahren Zuchthaus verurtheilt; ungefähr 120 Gefangene aber wurden freigesprochen.

Diese Freigesprochenen traf von allen fast das schlimmste Loos. Nach dem spanischen Anarchistengesetz (natürlich hat das Land, das die meisten und wildesten Anarchisten hat, das schärfste und unsinnigste Anarchistengesetz) kann Jeder, der in einen Anarchistenprozess verwickelt war, aus Spanien verbannt werden. Dies Loos traf die unseligen Freigesprochenen. Da aber diese Bestimmung eine ganz unverschämte Verletzung des Völkerrechts ist, so kann ich es sehr wohl verstehen, dass die meisten europäischen Regierungen dagegen protestirt haben, dass man die spanischen Anarchisten in ihr Land schicke. Alles was recht ist! Ich habe den sehr begreiflichen Wunsch, dass die vorgeschritteneren Staaten flüchtigen Anarchisten im weitesten Maasse das Asylrecht gewähren; aber dass sie sich diese Anarchisten von einer fremden Regierung auf den Hals schicken lassen, das kann selbst ein Anarchist nicht erwarten. Die Regierungen hätten Recht gehabt, wenn sie gesagt hätten: „Behaltet die spanischen Anarchisten nur in Spanien, ihr könnt sie dort sehr gut brauchen. Wenn wir nicht genug Anarchisten haben, richten wir spanische Regierungssysteme ein; dann bekommen wir einheimische genug!“

Einige von den Verbannten sind in Frankreich aufgenommen worden, andere in England. Die Meisten sitzen noch im Gefängniss. Da sie kein Staat mehr aufnehmen will, sollen sie nach Afrika deportirt werden! Das ist das Schicksal von Freigesprochenen in Spanien.

Und nun Canovas! Darüber ist nunmehr nicht mehr viel zu sagen. Nach alledem, was unter seinem Regime vorgefallen ist, hat man erwartet, dass er der Nächste ist, der darankommt. Es ist oft, in Wort und Schrift, in Maueranschlägen und Drohbriefen, angekündigt worden. „Der Tod Canovas!“ ist in Paris in einem grossen Meeting verlangt worden, als er schon einige Stunden tot war. Es hat keiner Verschwörung bedurft; es ist diesmal auch keine „entdeckt“ worden.

Natürlich hat sich die spanische Regierung beeilt, auf das Stichwort Angiolillo auf die Bühne zu stürzen. Sie durfte doch nicht zurückbleiben; das Trauerspiel durfte doch noch nicht zu Ende sein. Vorerst hat sie wieder einmal das letzte Wort. Ob sie es behalten wird?

Die sozialen Grundlagen der modernen Dichtung.

Von

Wilhelm Bölsche.

(Friedrichshagen.)

[Fortsetzung.]

Der moderne Dichter wird auf soziale Probleme gedrängt nicht durch irgend eine Laune oder durch oberflächlich aufgefärbte Tendenzzeiterei, sondern durch eine tiefe, streng sachliche Nothwendigkeit, die aus der folgerichtigen Entwicklung der dichterischen Ideale in unserer Zeit selbst erwächst. So versuchte ich im vorigen Aufsätze darzulegen. Das Metaphysische als Lösung im Sinne eines Ideals, als Aufhebung der Dissonanz in der Tragödie und als läuterndes, innerlich befreiendes Element für den Zuhörer, befindet sich für die dichtende Menschheit zur Zeit in bedenklich absteigender Kurve, weil die denkende Menschheit so wenig festen Boden in der Metaphysik hat. Die Begriffe Gott, Unsterblichkeit, Weltgericht u. s. f. sind allesamt in einer Weise erkenntnistheoretisch im Fluss, dass der Poet selbst um die grössten Symbole, um die auch nur eben andeutenden Bilder in peinliche Gewissensnoth geräth. Statt dessen steigt im Denken allgemein das soziale Element und gewinnt immer mehr Ideal-Werth, den auch der Dichter benutzen kann. Die Tragödie und Schuld des Einzelnen löst sich auf in Tragödie und Schuld der ganzen irrenden Menschheit, diese Tragödie und Schuld der Gesamtmenschheit aber erscheint überwunden in den grossen unbedingt aufwärts führenden Entwicklungen dieser Gesamtmenschheit, zu denen es keiner Ueberwelt und keines Jenseits bedarf, sondern die sich hier auf Erden vollziehen, hier auf Erden auf eine wachsende Glückseligkeit losarbeiten.

Neben einem so starken innerlichen Motiv, das dem eigentlichen Geistesleben der Dichtung entspringt, müssen alle Motive, die sonst noch und äusserlicher als „soziale Grundlagen der modernen Dichtung“ bezeichnet werden könnten, naturgemäss stark zurücktreten. Man wird das ruhig aussprechen dürfen, ohne dem Vorwurf zu unterliegen, als wolle man in einem alten abstrakten und unklaren Sinne die Erscheinungen des modernen Lebens blos aus „Ideen“ erklären. Es mag die dankbare Aufgabe einer modernen, strengeren Geschichtsauffassung sein, jenes Sinken metaphysischer Gedankengänge in unserer Zeit und das Aufsteigen mehr oder minder sozialistischer aus den fundamentalen Lebensbedingungen der modernen Menschheit überhaupt abzuleiten bis in Wurzeln hinein, von denen der ältere Ideen-Doktrinär nicht die blasseste Ahnung besass. Aber für so subtile Reaktionen zweiten Grades wie wir sie hier bei Betrachtung des dichterischen Empfindens berühren müssen, bleibt eine gewisse Ideenwirkung, eine Uebertragung gewisser (einerlei wie entstandener) Wirkungen erst als „Idee“, trotzdem bestehen, und es lässt sich, wie das ganze dichterische Empfinden und Handeln nun einmal ist, nicht wegleugnen, dass in diesem Falle die Ideenwirkung von allen die stärkste gewesen ist, so dass in ihr die Grundlage des sozialen Zuges in der modernen Dichtung zuerst gesucht werden muss. Erst in zweiter Linie können daneben Motive genannt werden, die eine oberflächliche Betrachtung, die sich rasch mit den „Schlagwörtern“ moderner Geschichtsauffassung schmücken möchte, vielleicht als die wesentlichsten an die Spitze stellen würde.

Es ist sicherlich wahr, dass nicht die Hauptquelle, aber doch eine der Quellen, aus denen der soziale Zug in unserer modernen Dichtung entspringen

muss, in der unmittelbaren wirthschaftlichen Lage des modernen Dichters als Persönlichkeit steckt. Von der wirthschaftlichen Lage des Dichters heut zu Tage ein allgemein treffendes Bild zu zeichnen, ist allerdings eine ganz verzweifelt schwierige Aufgabe. Geschrieben wird darüber ja jeden Augenblick. Jeder Schriftsteller-Verein überschüttet uns mit seiner Weisheit. Die Verleger pflegen sich auf Anfragen hin als die gewiegtsten Fachleute aufzuspielen, die das ganze Gewebe dieser Dinge bis in jede Masche hinein im Kopfe tragen. Sieht man aber die Mehrzahl dessen, was da gedruckt und geredet wird, auf Herz und Nieren an, so ist es unmöglich, ein scharfes Bild daraus zu gewinnen. Es wäre eine dringlich nothwendige Sache, dass wir einmal eine wirklich gute Arbeit über den Stoff bekämen, — eine, die nicht auf Wünschen, Phrasen und Vertuschungen aufgebaut wäre, sondern die nüchternsten Erfahrungen möglichst Vieler nackt zusammenfasste. Für unseren Zweck hier müssen ein paar Aphorismen genügen, für die mir nur meine individuelle Erfahrung zu Gebote steht. Ich glaube aber, dass sich im Anschluss daran schon manches Wichtige darlegen lässt.

Denken wir uns einen jungen Poeten von heute, der, bisher vielleicht bloß seiner reifenden Kunst selber hingegeben, plötzlich gedrängt wird, die Stellung des Dichters im modernen Wirthschaftsleben ins Auge zu fassen. Als rechter Jünger seiner Kunst ist er innerlich durchdrungen von dem Gefühl der Grösse, des Werthes dieser Kunst. Er weiss, was die Dichtung der Menschheit in ihrem Emporgang leisten kann und geleistet hat. Die Forderung erscheint ihm selbstverständlich, dass in einer vernünftig organisirten Gesellschaft, in einem sozialen Körper von gesunder Grundlage, die echte Dichtung als etwas ungemein Werthvolles und Nothwendiges allgemein anerkannt und entsprechend belohnt werde. Wie dieses Belohnen im Einzelnen ausfallen soll, ist ihm vielleicht ziemlich unklar, das ist aber am Ende auch eine Frage zweiten Ranges. Es wird, so sagt er sich wohl, immer schwer sein, für Geisteswerthe genaue Aequivalente materieller Art zu finden. Aber es muss als Hauptsache genügen, wenn nur eine gewisse Gerechtigkeit zu Stande kommt, eine Gerechtigkeit, die dem Dichter ermöglicht, frei seiner Kunst leben und wenigstens einigermaßen die nöthigen individuellen Vorbedingungen seines Schaffens sich leisten zu können.

Da muss unser junger Poet nun gleich mit der Stirn auf eine erste Erfahrung prallen, die so sehr selbst seinen harmlosesten Voraussetzungen widerspricht, dass er nicht umhin können wird, nachzudenken.

Er hört von Dichtern, die über ihrer Dichtung Millionäre geworden sind, man zeigt ihm die luxuriösen Paläste, in denen sie hausen, — heute noch lebendig hausen, denn die Sache spielt nicht in blauer Märehenzeit. Aber er hört daneben auch von Dichtern, die im buchstäblichen Sinne bei ihrer Dichtung verhungert sind, — und auch das in unsern Tagen, so dicht neben uns, dass wir meinen die Gerippe klappern zu hören.

Wie ist das möglich? Eine scheinbare Erklärung liegt zunächst nahe. Die Ursache kann wohl nicht im wirthschaftlichen, im sozialen Gesamtgetriebe unserer Zeit liegen. Es muss sich um Unterschiede handeln, die als naturgemässe Folge aus der Sache selbst entspringen, aus der Art der Dichtung in beiden Fällen. Der Dichter, der in der Dachstube verhungert oder vor Noth und Verzweiflung den Verstand verliert, muss wohl ein Stümper sein, — der Dichter, der in der Thiergarten-Villa wohnt, ein wirklicher Meister. Oder der

Eine muss ein Faulenzen sein, der sein Talent nicht ausnutzt, ein Verschwender, der seine Habe immer wieder verthut, ein Dummkopf, dem sie Alles abnehmen, so dass er ewig Bettler bleibt; der Andere aber besitzt zum Genius wohl auch den „Fleiss des Genius“, er hat Verstand und weiss seine Person durchzusetzen. Die Erklärung klingt ausgezeichnet, und unser junger Mann wird sich sehr wohl dabei befinden, bis er mit etwas Erfahrung merkt, dass sie einen einzigen Fehler enthält: nämlich den, der Wirklichkeit nicht zu entsprechen.

Die Ziffer der Steuereinschätzung ist leider durchaus nicht auch die beweisende Ziffer des dichterischen Genies. Stümper, von denen — um von der Nachwelt zu schweigen — schon die Mitwelt, soweit sie ästhetisches Urtheil hat, ganz genau weiss, dass sie völlig mittelmässige, kaum noch oder schon garnicht mehr ernst zu nehmende Halbpoeten sind, hausen im Thiergartenviertel, während grosse und echte Dichtergenies sich der intimsten Bekanntschaft des Gerichtsvollziehers erfreuen und vielleicht gerade zwangsweise exmittirt werden, während der stümpernde Kollege in Berlin W. ein Champagnerdiner giebt, bei dem jede einzelne Flasche Seckt mehr kostet als des anderen Poeten ganze unbezahlte Monatsmiethe ausmacht. Mit dem Schlechthaushalten und Durchbringen ist es aber deswegen schon eine missliche Sache, weil jene Dachstuben-Poeten meist ihr ganzes Leben lang die Goldlinie garnicht überschritten haben, wo das „Durchbringen“ anfangen könnte: sie haben von Anfang an gehungert und sind immer dabei geblieben, so dass gar keine Probe möglich wurde, ob sie Durchgänger wären oder nicht. Eine grelle Differenz also bleibt bestehen, die rein sachlich von der Dichterindividualität aus nicht zu erklären ist. Und es macht die Sache höchstens noch dunkler, noch verworrener, wenn (wie es recht ist) zugegeben wird, dass nicht alle guten Dichter in Dachkammern hungern und alle schlechten in Champagner schlemmen, sondern dass auch ein guter Dichter gelegentlich Millionär wird und umgekehrt in Dachkammern grössere Prozentsätze armer Seelen verhungern, die stets nur Schund produziren konnten.

Unser junger Poet wird sich also sagen müssen, dass die wahre Ursache dieser schreienden Ungerechtigkeit wohl im Publikum liegen muss, an das der moderne Dichter sich wendet. Das „Publikum“ ist es, das gewissen miserabeln Halbpoeten zu schwindelhaften Erfolgen verhilft, während es Dichter von reinem Gold, um deren Werke eine bessere Nachwelt sich reissen wird, mit Eiseskälte verkommen lässt. Die Frage entsteht, wie wir zu einem so beschaffenen Publikum kommen. Diese Frage führt aber unmittelbar schon zu sozialen Dingen und, da es sich um eine bittere Sache handelt, zu einer ganz unumgänglichen Kritik dieser Dinge.

Zunächst tritt offen zu Tage, dass unser „Publikum“, von dem das Wohl und Wehe des Dichters als Persönlichkeit abhängt, nicht das ganze Volk, nicht die ganze Kulturmenschheit ist. Es stellt nur einen relativ ganz geringen Ausschnitt daraus dar: nämlich den Ausschnitt Derer, die die materiellen Mittel besitzen, um überhaupt Bücher, also auch Dichtungen, kaufen zu können. Davon, dass der Dichter unmittelbar mit seiner Nation zu thun hätte, ist gar keine Rede. Für ungeheure Massen dieser Nation kommt er garnicht in Betracht, ganz einerlei, ob er nun ein Dichter ersten oder siebenten Ranges ist; und wenn er selbst dort noch hier und da gewissermassen „ideell“ eindringt, so bleibt doch gerade das ganz fort, wovon wir ausgingen: er hat absolut gar keinen materiellen Lohn davon, da man ihn vielleicht einmal aus einem zerlumpter

Leihexemplar liest, aber niemals kauft. Man kann ihn ja nicht kaufen, da die Mittel fehlen.

Für einen Schönredner des Bestehenden läge es allerdings hier nahe, einzuwerfen, es gebe einen Umstand, der diese böse Verengung des „Volkes“ zu einem relativ kleinen „Publikum“ ausreichend paralysire. Jener kleine Ausschnitt, sagt er, ist nicht ein willkürlicher, sondern ein sehr wohl auch sachlich begründeter: es ist einfach der Ausschnitt der Gebildeten, Derer, die überhaupt zum Urtheil kompetent sind. Die Besitzenden sind zugleich die Gebildeten. Der unwissende Rest kommt für Euch Poeten doch nicht in Frage, so wenig wie etwa die Hottentoten oder Australneger für Eure moderne Kulturpoesie in Frage kommen.

[Schluss im folgenden Heft.]

Noch einmal Ernst Busch.

Eine Replik.

Von

Dr. Arthur Mülberger.

(Crailsheim.)

Bei der kritischen Würdigung der Schrift von Ernst Busch^{*)}: „Die soziale Frage und ihre Lösung“ werfen sich unabweislich zwei Fragen auf. Erstens: Ist das wirthschafts-theoretische Grundprinzip, welches Busch aufstellt, richtig oder falsch? Zweitens: Sind, im Falle der Richtigkeit, die Hoffnungen, die er an sein Prinzip knüpft, übertrieben oder utopisch? Herr Dr. Conrad Schmidt ist in der glücklichen Lage, die erste Frage garnicht und die zweite nur insoweit zu sehen, als sie ihm Gelegenheit bietet, längst bekannte und nirgends bestrittene Dinge zu wiederholen. Daran schliesst sich noch seine Entdeckung des „kapitalischen Kunden“, die zu dem Schönsten gehört, was mir jemals in den sozialpolitischen Niederungen aufgestossen ist.

Sehen wir uns die Sache kurz näher an. Ernst Busch behauptet, dass in der heutigen Gesellschaft, deren Grundlage die Theilung der Arbeit und der Austausch der Produkte ist, der einzige wahre Arbeitgeber der Konsument sei. Daraus schliesst er, dass die produzierenden Schichten des Volkes sich blos der Einheit ihrer Konsuminteressen bewusst zu werden und sie auf bestimmte Punkte hinzulenken haben und dieses Vorgehen setze sie ohne Weiteres in den Stand, nicht blos de facto, wie schon jetzt, sondern auch de jure ihr eigener Arbeitgeber zu werden. Beide Schlüsse sind unanfechtbar. Der Hinweis auf die britische Genossenschaftsbewegung, welche nach dieser einfachen Vorschrift gehandelt und bereits einen Jahreswerth von über 1200 Millionen Mark der kapitalistischen Zirkulation entrissen hat, ist nicht einmal nothwendig. Herr Dr. Conrad Schmidt hütet sich wohlweislich, diesen Schliessen entgegenzutreten, sondern begnügt sich damit, die Verwirklichung dieser „Möglichkeit“ als Utopie zu bezeichnen. Wenn sich der Kritiker die Mühe genommen hätte, wozu er loyaler Weise verpflichtet war, einen Blick in das Vorwort zu werfen, womit ich seiner Zeit Ernst Busch's nachgelassene Schrift „Der Irrthum von Karl Marx“ der Oeffentlichkeit übergab, so hätte er sich leicht überzeugen können, dass ich selbst diesen Enthusiasmus von Busch nicht theile, sondern mich reservirt ausspreche. Allein das Alles berührt den Kernpunkt nicht und dieser Kernpunkt ist es, über den der Kritiker Rede stehen sollte.

Die moderne Gesellschaft lebt längst nicht mehr, wie die liberale Oekonomie und der Marxismus übereinstimmend lehren, vom Eigenthum, sie lebt von einer grösseren Thatsache, von einem höheren Prinzip — der Zirkulation. Das ausserordentliche, garnicht hoch genug anzuschlagende Verdienst von Ernst Busch ist es nun, diese That-

^{*)} cfr. No. VII, VIII und IX der „Sozialistischen Monats-Hefte“.

sache — die, beiläufig bemerkt, schon vor 50 Jahren von Proudhon ins hellste Licht gestellt worden ist — nicht nur in ihrer ganzen Tiefe, und zwar durchaus selbständig, erfasst, sondern auch zugleich die nothwendigen, praktischen Folgerungen daraus gezogen zu haben. So gewiss die Abhängigkeit des Arbeiters als Produzent vom Kapital eine Thatsache ist, ebenso gewiss ist die Abhängigkeit des Kapitals vom Arbeiter als Konsument eine Thatsache. Der Unterschied ist bloß der, dass das Kapital das Bewusstsein seiner Machtstellung hat, während dem Arbeiterstande, dank namentlich der Marx'schen Lehre, dieses Bewusstsein völlig fehlt. Da nun überdies Jedermann die Eigenschaften des Produzenten und des Konsumenten in sich vereinigt, da diese Prädikate also auf einem und demselben Zirkulationsprozesse, aber von verschiedenen Gesichtspunkte aus betrachtet, fassen, so ist sonnenklar, dass Jedermann auch eo ipso die Fähigkeit hat, Eigenthümer, Kapitalist und Arbeitgeber zu sein. Das Bewusstsein dieser Wahrheit beginnt, namentlich durch die Schrift von Busch, in den intelligentesten Kreisen der Arbeiterschaft bereits heraufzudämmern und veranlasst sie, dem öden politischen Gezänke den Rücken zu kehren und sich wirthschaftlichen Organisationen zu widmen. Herr Dr. Conrad Schmidt hat von all' dem nicht die leiseste Ahnung und wirft deshalb, statt das Prinzip selbst auf seine Richtigkeit zu prüfen, mit „Utopieen“ um sich.

Die merkwürdigste Entdeckung des Kritikers ist aber jedenfalls „der Kapitalist als Kunde des Kapitalisten“. Er erzählt uns sehr hübsch, dass dieser „Kunde“ Halbfabrikate und Rohstoffe zur weiteren Verarbeitung oder Waaren zum Umsatze im Grosshandel von seinem kapitalistischen Mitbruder kauft. Hier erlischt seine Sehkraft; was darüber hinausgeht, bleibt in tiefschwarze Finsterniss gehüllt. Er sieht nicht, dass unser trefflicher Kunde sich diesen Spass nur so lange erlauben darf, als Detailisten da sind, die ihm seine Waaren abnehmen und dass der Detailist hinwiederum auf dem Trockenen sitzt, wenn die Konsumenten ausbleiben und dass von den Konsumenten immer und ewig 99 Prozent Nicht-Kapitalisten d. h. Arbeiter sind. Dieser „kapitalistische Kunde“ ist jener Champagnerhändler, den es langweilte, als er so viel von der sozialen Frage sprechen hörte und der ausrief: „Soziale Frage? Blödsinn! Die Leute, die meinen Sekt trinken, haben alle Geld.“

In einem einzigen Punkte seiner „nüchternen Gedanken“ hat der Kritiker Recht. Bei meiner Bemerkung, dass „einzig das Erkennen der wirthschaftlichen Zusammenhänge dem Arbeiterstande spielend die Macht in die Hände geben werde, um die Verhältnisse zu bessern“, fügt er dem Worte „spielend“ zwei Ausrufungszeichen bei, sicherlich nur, um das „Utopische“ dieser Behauptung zu kennzeichnen. Nun ja! Die Erkenntniss allein thut's freilich nicht; sie muss erst einen Willen gebären und dieser Wille muss sich in wirthschaftliche Organisationen umsetzen, sonst bleibt Alles beim Alten. Es gibt Leute, denen gegenüber man nicht deutlich genug sein kann. Ich will mir das merken.

Der Sieg der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in den Niederlanden.

Von
Dirk Troelstra
(Arco.)

Mein Artikel im Julihefte dieser Zeitschrift hat Herrn Sam W. Coltof Veranlassung gegeben zu einigen Bemerkungen, aus denen hervorgehen soll, dass ich mit Unrecht von einem Siege unserer Partei gesprochen habe und deren weitere Tendenz ist, den Eindruck zu erwecken, als ob unsere Erfolge theilweise mit sehr verwerflichen Mitteln errungen wären. Ich bin also gezwungen, auf einige Punkte des Coltof'schen Artikels näher einzugehen. Erstens muss ich bemerken, dass ich in meinem Auf-

satzte darauf hingewiesen habe, daß wir nicht durch eigene Kraft den Sieg davongetragen haben, woran ich die Bemerkung knüpfte, dass es daher nicht sicher sei, ob wir die beiden Distrikte bei den Nachwahlen behalten würden. Auch der Umstand, dass Dr. Troelstra in Tietjerksteradeel nur mit Hilfe der Liberalen gewählt wurde, ist von mir nicht verschwiegen worden und die Zitate, die Herr Coltof aus unserem Parteiorgane anführt, beweisen, dass diese Thatsache — was übrigens selbstverständlich ist — auch da öffentlich anerkannt worden ist.

Ich habe jedoch den Nachdruck darauf gelegt, dass unsere Partei durchaus prinzipiell vorgegangen ist, und wiederhole, gegenüber den Verdächtigungen des Herrn Coltof, dass unsere Partei kein einziges Kompromiss geschlossen hat, dass sie ihre Würde und Selbständigkeit völlig gewahrt hat, und dass auch von Dr. Troelstra, obgleich die Liberalen in Tietjerksteradeel ihm gedroht haben, ihm ihre Stimme nicht zu geben, falls er ihnen nicht versprach, ihr Mandat anzunehmen, keinerlei Versprechen gemacht worden ist. Die Liberalen haben ihn trotzdem gewählt, weil sonst in Tietjerksteradeel der Protektionist J. D. de Vries gewählt wäre, was aus den von Herrn Coltof angeführten Stimmenzahlen ersichtlich ist.

Das Märchen, das Herr Coltof bezüglich der Wahl in Leeuwarden aufweist, und für das Niemand — auch Herr Coltof nicht — die Verantwortung auf sich nehmen will, wird natürlich von Niemandem ernst genommen. Der alte Herr Troelstra, einer von den heftigsten Feinden des Sozialismus, soll der Hexenmeister gewesen sein, der die Liberalen in Leeuwarden nach seiner Flöte tanzen liess und sie veranlasste, einen Sozialdemokraten zu wählen. Die Wahrheit ist, dass Herr J. Troelstra in keiner Weise für die Wahl seines Sohnes, weder öffentlich noch insgeheim agitirt hat. Der Zwiespalt, den er — nach Herrn Coltof — in die liberale Partei hineingetragen haben soll, trennte die Liberalen im ganzen Lande in zwei Fraktionen: Radikal-Liberale und Konservativ-Liberale. „Vater Troelstra“, der zu den Letzteren gehörte, konnte unmöglich Herrn Gerritsen seine Stimme geben, und stellte mit seinen Gesinnungsgenossen Herrn Kielstra auf, der 700 Stimmen erhielt. Als die radikale Wolke, die vier Jahre lang den Himmel über Leeuwarden verdunkelt hatte, vorübergeschwebt war, konnten die Liberalen nichts Vernünftigeres thun, als, aus Furcht vor der Sozialdemokratie, bei den Nachwahlen sich wieder zusammenschliessen und einen Kompromisskandidaten aufzustellen, den sie in Herrn Pyttersen — durchaus kein Freund, sondern nur ein Gesinnungsgenosse des Herrn Troelstra — fanden. Das Alles ist so logisch und natürlich, dass nur Wirrköpfe dabei an dunkle Intriguen denken können. So etwas brauchten wir in Leeuwarden nicht. Während der Wahlcampagne hat sich da eine selbstständige Arbeiterpartei entwickelt, wie wir sie nur überall wünschen. Nicht die liberale Bourgeoisie hat uns bei der ersten Wahl den Sieg verschafft, sondern die Einwohner der Arbeiterviertel und des platten Landes. Auch haben bei der Stichwahl nicht die klerikalen Herren uns unterstützt, diese sind fast alle zu Hause geblieben. Die klerikalen Arbeiter und Kleinbauern jedoch wählten unsern Kandidaten, was wir unserem Eintreten für die Staatspension und unserm vernünftigen agrarischen Programm

verdanken. — Herr Coltof stellt die Sache so dar, als ob ein geheimer Grund vorliege, weshalb Dr. Troelstra nicht für Leeuwarden acceptirt habe. Er versucht jedoch nur zu beweisen, dass es nicht nothwendig gewesen sei, das Mandat für Tietjerksteradeel anzunehmen, weil — wie Herr Coltof mit einem Schein von Recht behauptet — die Gefahr, dass ein Protektionist gewählt würde, ebenso gross war in Wienhok. Also, Leeuwarden bleibt ganz aus dem Spiele. Von Leeuwarden konnte garnicht die Rede sein, weil da gar keine protektionistische Strömung vorhanden ist. Die Erklärung, weshalb für Leeuwarden nicht angenommen wurde, liegt also auf der Hand und nichts Geheimnisvolles ist dabei.

Dass bei den Nachwahlen in Winschoten Herr Tydens gewählt wurde, verdankt er nur dem Umstande, dass auf die grosse Begeisterung, die augenblicklich viele auch nicht zu uns gehörige Elemente erfasst hatte, nothwendigerweise eine Reaktion folgen mußte. Die Bourgeoisie, protektionistisch oder nicht, schloss sich nun eng zusammen und musste, da sie keinen anderen Kandidaten hatte, nun Herrn Tydens ihre Stimme geben, obgleich allerseits erkannt wurde, dass Tydens ein Tölpel und unser Kandidat van Kol ein sehr tüchtiger Mann sei. Dass übrigens bei diesen Wahlen sich herausgestellt hat, dass der Wahlkreis Winschoten ausgesprochen antiprotektionistisch ist, wird auch Herr Coltof nicht bestreiten.

Ich muss hierbei bemerken, dass trotz des negativen Resultats der Ausgang der Nachwahlen unsere Siegesstimmung noch erhöhte, erstens weil der Kampf nun prinzipieller wurde und zweitens weil in beiden Wahlkreisen unsere Stimmenzahl noch um ein Erkleckliches zugenommen hatte. Dass Pastor Bax ein überzeugter Sozialdemokrat ist, ist Herrn Coltof wohl bekannt, vielleicht auch, dass eben deswegen und wegen seiner öffentlichen Agitation für die sozialdemokratischen Prinzipien unserm Genossen das Damoklesschwert der Ausschliessung aus der Bedienung des Gottesdienstes, also der Brodlosigkeit, drohend überm Kopf geschwebt hat, überall, wohin er von den Arbeitern gerufen wurde, auf seinem Posten zu sein. Die Arbeiter in Leeuwarden haben Bax zu ihrem Kandidaten gewählt und es lag kein Grund vor, weshalb diese Kandidatur nicht von unserer Seite unterstützt werden sollte. Die von Herrn Coltof erwähnte Proklamation des Parteivorstandes hat in weiten Kreisen Missbilligung erfahren und wird unzweifelhaft auf dem nächsten Kongresse Gegenstand lebhafter Erörterungen werden.

Und schliesslich ist der Ausgang der letzten Wahl im Industriebezirk Enschedé gerade geeignet, um die Ueberschrift dieses Aufsatzes zu rechtfertigen. Hatte bei den Urwahlen unsere Partei in diesem Wahlkreise ohne erwähnenswerthe Kraftanstrengung mehr als 1300 Stimmen erworben, so erhielten wir diesmal, wo unsere Kräfte hier zusammengezogen werden konnten, gleich bei der ersten Wahl mehr als die doppelte Anzahl Stimmen, ein Beweis, wie fruchttragend unsere Propaganda während der Wahlcampagne gewesen ist. Bei der Stichwahl wurde van Kol dann mit Hilfe der Antikerikalen gewählt. Ob unsere Redner bei dieser Gelegenheit prinzipiell auftraten, frage man nur den treuen Hüter des Prinzips, Benninte, der als Kritiker einem von den Unsrigen gefolgt war, aber auf das Wort verzichtete, weil die sozialdemokratischen Prinzipien

nachdrücklich betont waren, und den guten Schwärmer Tusveld in Enschedé, der doch Antiparlamentarier ist!

Zwei tüchtige Genossen im Parlament, durch die die Redaktion unseres Organs verstärkt wurde, so dass es jetzt zweimal wöchentlich erscheinen kann, beim ersten Angriff mehr als 10000, jetzt 12000 Stimmen, eine ungeheure Stärkung unserer Propaganda, das haben wir bei den Wahlen gewonnen. Und das sollte kein Sieg sein?

Rundschau.

BÜCHER.

Ernest Nys: Etudes de droit international et de droit politique. Paris und Brüssel 1896. Verlag von A. Castaigne und A. Fontemoing. 416 S. Gross 8°

Ernest Nys ist einer der berühmtesten Gelehrten, ein Forscher, welcher nur Originaltext benutzt, welcher an die Quellen steigt und nur unter Vorbehalt Citate aufnimmt. Daher deckt er manche Irrthümer auf; er verbessert sie sorgfältig, und das ist nicht am Wenigsten interessant in seinem Buche. Dieses Werk ist eine wahre Fundgrube, aus welcher alle Arbeiter mit Erfolg schöpfen können. Juristen, Criminologen, Psychologen, Geschichtsschreiber, Philosophen etc. werden da eine reichliche Ausbeute an Dokumenten finden, nach welchen sie monatelang in verschiedenen Bibliotheken würden suchen müssen. Man liest diesen dicken Band mit Vergnügen, und doch in verhältnissmässig kurzer Zeit, denn die Exposition jedes Abschnitts ist klar, mit feinen Erläuterungen und interessanten Anmerkungen durchsetzt, welche den wirklich philosophischen Geist des Schriftstellers bekunden.

Was dem Werke insgesamt fehlt, ist eine Verbindung zwischen den einzelnen Theilen. Diese besteht eigentlich nur in der Thatsache, dass alle diese verschiedenen Artikel sich auf das internationale und das politische Recht beziehen.

Das analytische Inhaltsverzeichnis ist gut; aber eine alphabetische Angabe der angeführten Personen, eine alphabetische Angabe der behandelten Stoffe, würde dieses Werk nützlich vervollständigt haben. Es enthält fünfzehn Artikel und zwar folgende: Um das Mittelmeer herum; das Völkerrecht bei den Arabern und den Byzantinern; das Siete partidas und das Kriegsrecht; das Recht des alten Irland; der hohe Norden; England und der heilige Stuhl im Mittelalter; Honoré Bonet und Christine de Pisan; die politischen Theorien in England während

des Mittelalters; die Grenzlinie Alexander's VI.; das Rangreglement des Papstes Julius II.; die spanischen Publizisten des sechzehnten Jahrhunderts und das indische Recht; die schwarze Sklaverei vor den Rechtslehrern und den Gerichtshöfen; die politischen Theorien in England im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert; zwei Irenisten im siebzehnten Jahrhundert: Ernéric Crucé und Ernst von Hessen-Rheinfels; die französische Revolution und das internationale Recht, in drei Theilen: philosophische Grundlagen, das Kriegsrecht und das Königthum von Gottes Gnaden, Theorien und Thatsachen unter der Revolution. A. H.

Jakob Reumann: Die Heimarbeit in Oesterreich. Wien 1897, Verlag von Ign. Brand.

In Oesterreich hemmt, wie bei uns, die Heimarbeit jeden Fortschritt des Arbeiterschutzes. Die scheusslichen Zustände, die in diesem Allerheiligsten der Ausbeutung bestehen, schildert Genosse Jakob Reumann in seiner Broschüre „Die Heimarbeit in Oesterreich“. Das Material an Zahlen und Thatsachen, das er in seinem Schriftchen beibringt, ist ausserordentlich reich, für eine Agitationsbroschüre, die er doch wohl in erster Linie liefern wollte, fast überreich. gl.

Wilhelm Weiting: Das Evangelium eines armen Sünders. (Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze. Herausgegeben von Eduard Fuchs. 4. und 5. Heft.) Zweiter Neudruck. München 1897. Verlag von M. Ernst.

Mir liegt mit gutem Druck und Papier ausgestattet die zweite Auflage des Neudrucks vor, den Eduard Fuchs vor kurzer Zeit von Weiting's „Evangelium eines armen Sünders“ veranstaltete.

Sehr charakteristisch ist die Freude und das Interesse an der Parteigeschichte, wie sie hier und bei anderer Gelegenheit zu

Tage treten. Die Partei gehört eben nicht mehr zu denen, die nicht haben, wo sie ihr Haupt niederlegen können. Sie hat sich sesshaft gemacht und freut sich an ihrem Ahnensaal, zu dessen interessantesten Köpfen Wilhelm Weitling gehört. Er hat es unter den Ersten mit dem Einsetzen seiner ganzen Person unternommen, den deutschen Arbeitern als Ziel den Kommunismus, als Weg die Revolution zu predigen. Man mag es bei Heine nachlesen, wie der Agitator sich darob gewöhnen musste, das Gefängnis als seine Heimstätte zu betrachten. Hat auch der sieghafte Realismus eines Marx und Engels die oft etwas sentimentalen Lehren Weitling's aus dem Felde geschlagen — uns Epigonen steht es nicht zu, ihm zu richten. Das schöne Wort Nietzsche's über Schopenhauer gilt auch von Weitling:

„Was er lehrte, ist abgethan,
Was er lebte, wird bleiben stahn.
Sieht ihn an.

Niemandem war er unterthan.“

In der zweiten Auflage hat der Herausgeber das etwas flüchtige Vorwort der ersten Auflage durch eine knappe gute Biographie Weitling's ersetzt. Der billige Preis macht neben den sonstigen Vorzügen das Werkchen zur weitesten Verbreitung geeignet. gl.

Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M.
Frankfurt a. M., Verlag von Gebr. Knauer.

Die volkswirtschaftliche Sektion des „freien deutschen Hochstifts“ zu Frankfurt a. M. hat soeben eine Monographie „Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M.“ veröffentlicht. Es finden sich darin, neben einer längeren Einleitung von Dr. Ph. Stein, Einzelberichte von Ludw. Opificius, E. H. Epstein und Frau Henriette Fürth. Das Buch bietet eine Fülle von Material für den Forscher und besonders auch für den Gesetzgeber. Wo Mängel zu Tage treten — und der Herausgeber selbst gesteht sie offen zu — da liegt die Schuld an den unzulänglichen Mitteln, mit denen solche privaten Kommissionen zu arbeiten, an dem Misstrauen der indifferenten Arbeiter, mit dem sie zu kämpfen haben. Sache des Reichs ist es, in die Tasche zu greifen, um diesen „dunkelsten Erdtheil“ zu erforschen, wie es Pflicht unserer Genossen ist, den Misstrauischen den hohen Werth klar zu machen, den solche Untersuchungen für sie haben. Konstatirt doch Herr Opificius, dass Keiner von denen, die sich weigerten, ihm Auskunft zu geben, einer Fachorganisation angehörte! gl.

REVUEN.

Die Ereignisse in Spanien beschäftigen gerade seit einigen Monaten die öffentliche Meinung. Wenn man den beiden sehr anregenden im October-Hefte der „Humanité Nouvelle“ veröffentlichten Studien glauben darf, scheint es nicht, als ob die spanischen Angelegenheiten sich schnell ordnen werden, sowohl auf den Inseln als auf dem Continent. Der Artikel über die Kolonialpolitik Spaniens bietet ausser seinem dokumentarischen Inhalt, der klaren und einfachen Darlegung des Gegenstandes, ein lebhaftes Interesse wegen seines Verfassers. Er ist von Ramon Sempau verfasst, dem katalanischen Gelehrten, dessen Prozess wegen der Ermordung des Gendarmerie-Offiziers Portas noch schwebt.

Eine sehr ausführliche Biographie des berühmten Philippiners José Rizal, welche von den letzten Versen begleitet ist, die dieser Unglückliche gedichtet hat, einige Stunden bevor er auf Befehl des Generals Polavieja erschossen wurde, bestätigt die Aussagen R. Sempau's über die in den Kolonien von den Spaniern verfolgte harte und blutdürstige Politik. Rizal ist bekanntlich erschossen worden, weil er über die Verhältnisse der Philippinen unter der Herrschaft der Spanier berichtet hatte.

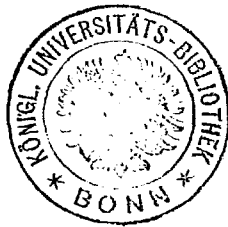
Der andere Artikel ist von einem der einflussreichsten Sozialisten tra los montes verfasst. R. Mella stellt die sozialistische Bewegung jenseits der Pyrenäen dar, und für diese Aufgabe ist er wohl in erster Linie kompetent. Er bringt die dokumentarischen Belege darüber, dass die Partei trotz aller Verfolgungen an Stärke zugenommen, dass Spanien am Vorabend einer Revolution steht, dass Cuba und die Philippinen ihm ent-schlüpfen werden.

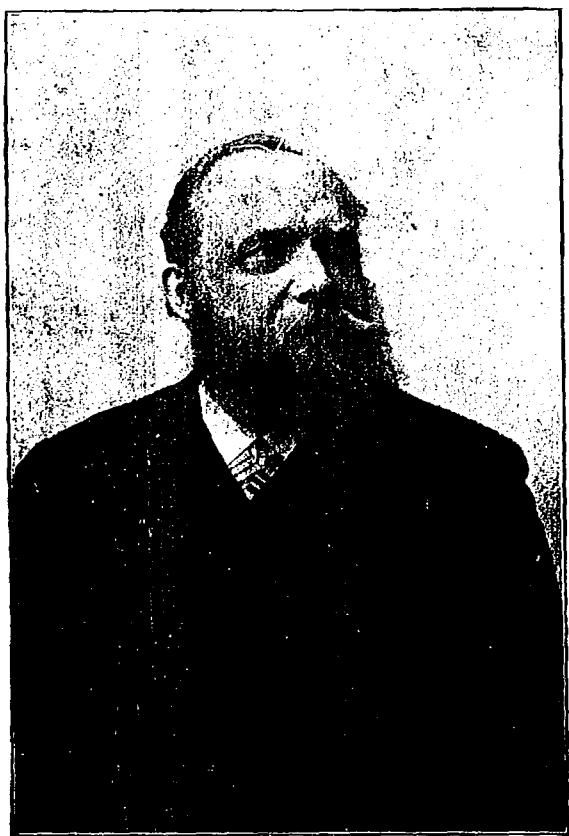
Aus dem sonstigen Inhalt der Hefte heben wir eine Studie über das „Institut des Hautes Etudes“ der Neuen Universität in Brüssel von Edmond Picard hervor.

Neben dem Unterricht, welcher zu den gesetzlich verlangten Prüfungen vorbereitet, hat die Neue Universität von Brüssel in dem Institut des Hautes Etudes einen „ergänzenden und verallgemeinernden Unterricht geschaffen, welcher dem Studierenden den lebendigen Zusammenhang aller einzelnen Wissenschaften bietet.“ Einzelheiten über diesen Unterricht, Bemerkungen über die bedeutenden und unabhängigen Forscher, welche an diesem Institut lehren, über Elisée und Elie Reclus, Kowalewsky, De Roberty, E. Ferri, A. Hamon, Dr. Joseph etc. hat der hervorragende belgische Advokat Edmond Picard in jenem Artikel veröffentlicht. ah.

Verantwortlich für die Redaktion: Otto Holz in Berlin.

Verlag d. Sozialistischen Monatshefte, Marion-Str. 19, Berlin NW. (Eigentümer: B. Heymann in Braunschweig).
Druck von Max Bading, Reuth-Strasse 2, Berlin SW.





CARL GRILLENBERGER.